SÖDERBLOM

TOR ANDRAE

SLUB
Wir führen Wissen.

4 4.80 *

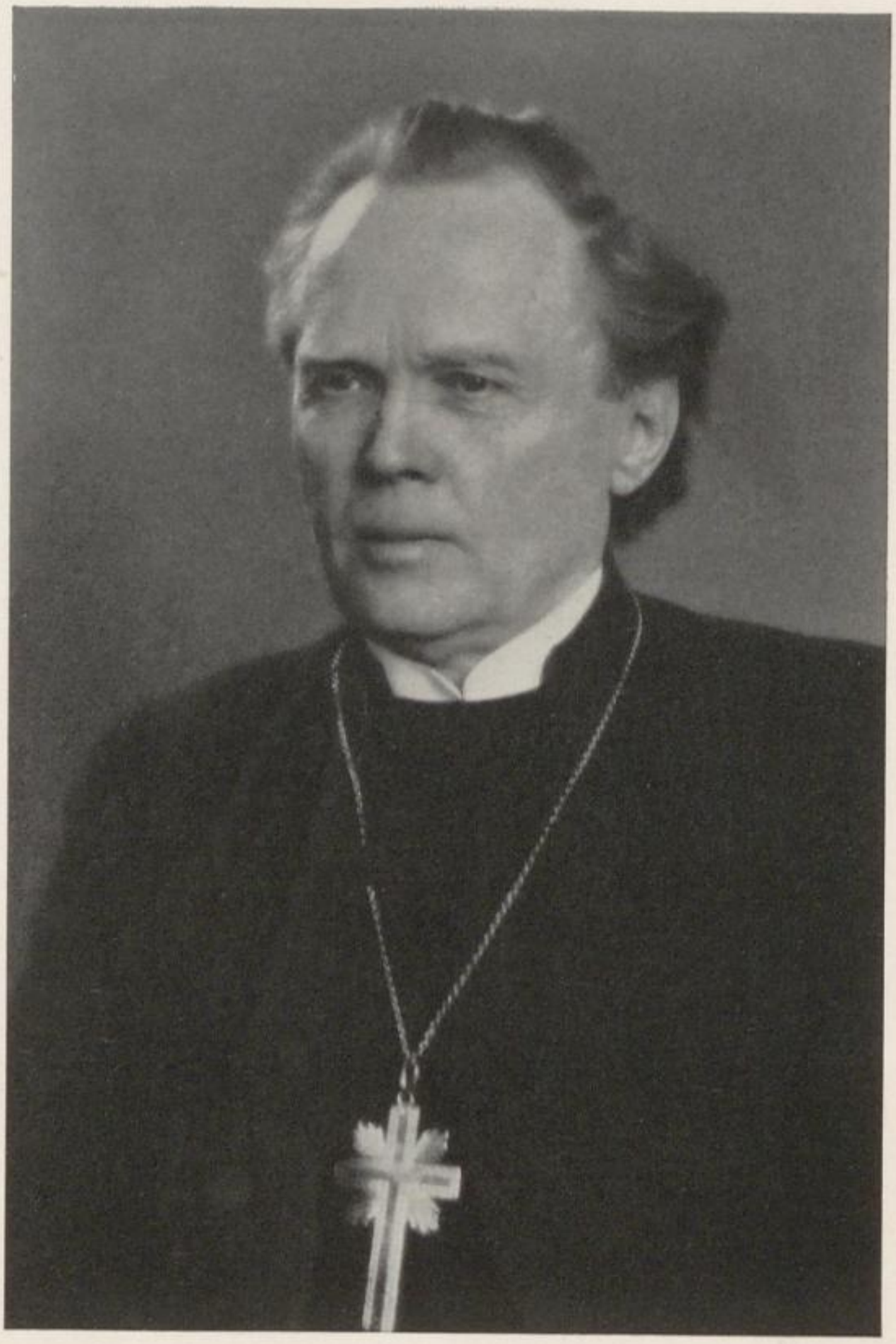
SLUB
Wir führen Wissen.

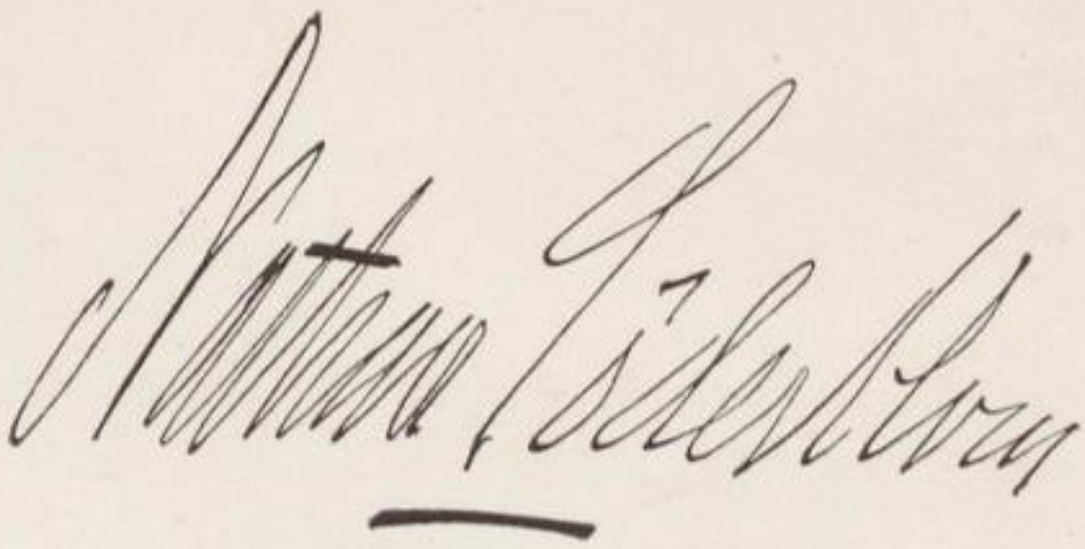
SLUB
Wir führen Wissen.

NATHAN SÖDERBLOM

SLUB
Wir führen Wissen.

Sächsische Landesbibliothek
Dresden





Tor Andrae

NATHAN SÖDERBLOM

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen

1938

Alfred Töpelmann, Berlin W 35

38. 732

*

Deutsche Übersetzung

von E. Groening und Dr. A. Völklein

Sächsische Landesbibliothek Dresden

Printed in Germany

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

1937 IA 2749

VORWORT

Wer als Deutscher die Domkirche von Upsala betritt, den zieht es zuerst zu jener Grabplatte im Boden des Altarraumes, auf der Tag und Nacht, Sommer und Winter, eine stille, hohe Kerze und ein Zweig weißer Blumen steht.

Der Schläfer, der darunter von einem heißen Arbeitstage ausruht, Erzbischof Söderblom, hat es verdient, daß man in deutschen Landen an ihn denkt und daß sein Leben und Lebenswerk in Deutschland bekannter wird als es ist.

Nicht nur alle seine evangelischen Amtsbrüder in unserm Vaterlande verdanken Nathan Söderblom reiche Anregungen. Auch viele Hunderte von jungen Menschen wissen aus den Nachkriegsjahren der Entbehrungen von sommerlangen Ferienzeiten zu sagen, während welcher ihre schmalgewordenen Kindergesichter sich an schwedischen Tischen wieder rundeten: seiner tatkräftigen Liebesmühe verdanken sie es, — wenn auch der Verfasser Dr. Tor Andrae aus begreiflichen Gründen das in seinem Buche nicht erwähnt.

Mit unserer Arbeit, die uns eine Herzenssache war, möchten wir auch Söderbloms Witwe grüßen und seine Kinder, die zum Teil ihre Heimat in Deutschland gefunden haben.

SLUB
Wir führen Wissen.

Mit dankbarem Stolze gedenken wir schließlich noch der deutschen Gelehrten und der deutschen Männer, die ihm, Söderblom, so viel gaben, und die uns fast alle erst ganz kürzlich verlassen haben, wie D. Deißmann, Frhr. von Pechmann, Direktor Spieker, Dr. D. Simons.

Die Übersetzer

INHALT

1. Von Trönö nach Hudiksvall 1

2. Studienjahre und religiöse Entwickelung 33

3. Paris 87

4. Von Upsala bis Leipzig 129

5. Oberhaupt des Stiftes
und des Schwedenreiches Erzbischof 151

6. Für christliche Gemeinschaft
und den Frieden der Völker 175

7. Der Mann und sein Werk 211

1. Kapitel

VON TRÖNÖ NACH HUDIKSVALL

SLUB
Wir führen Wissen.

Nordwestlich von Söderhann senkt sich das Hochland dem Meere zu. Die mächtigen Berge werden zu niederen Höhenzügen, und die schroffen Erhebungen des Hälsinglandes werden zu runden Hügeln. Vom Kirchberg bei Norrala her und vom Fenster des Pfarrhofes von Trönö aus sieht man nach Norden zu die letzten Ausläufer der Hälsingländer Berge: die lange Hochfläche des Tannåsen und daneben den Regnsjöberg, der mit seinem breiten Rücken und seiner klobigen Nase der Phantasie des siebenjährigen Knaben als die Gestalt eines ruhenden Riesentieres erschienen sein mochte.

Der Pfarrhof, in dem Nathan Söderblom am 15. Januar 1866 geboren wurde, blickt von der Hügelkuppe aus über das schöne und gut bestellte Trönötal. Es ist ein graugestrichenes Gebäude mit zwei Stockwerken von ansehnlichen Ausmaßen, — im Hälsingland haben auch die Landgeistlichen geräumige Wohnungen. Der schmale Hofraum, der rund herumführt, schaut mit seiner offenen Seite auf einen kleinen Vorgarten. Vom Gartengitter weg fällt der Hügel steil zur Kirche hinab. Man hat von dort oben einen weiten Blick in das Land hinaus; aber was die Aussicht vom Fenster des Pfarrhofes aus beherrscht, ist die Kirche. Ihr Bild schmückt Nathan Söderbloms Buchzeichen. Es muß sich von Kindheit an in seine Seele eingegraben haben.

Der Hälsingländer liebt es, um seine Wohnstätte freien Raum zu haben. Das Dunkel des Waldes beklemmt ihn. Deshalb liegen die Höfe einzeln abgesondert da. „Schande über den Bauern, der den Wald nicht von seiner Behausung fernhält“, sagt das Sprichwort. Man scheint dies Bedürfnis auch bei der Kirche empfunden zu

haben. Deshalb liegt das schöne Gotteshaus mit seinem steilen Dachfirst frei und offen nach allen Seiten hin da. Mit seinen gewölbten Fenstern und seiner hohen Kirchhofsmauer, die mit geteerten Brettern überdacht ist, ist es eine der besterhaltenen mittelalterlichen Kirchen Schwedens, eine Festungsanlage, ein festes Haus Gottes, abgeschlossen von der Außenwelt und eine sichere Wehr gegen sie.

Das Innere der Kirche weist, abgesehen von der Patina des Alters, genau dieselbe Ausstattung auf, die sie einmal bei einer Wiederherstellung im achtzehnten Jahrhundert erhalten hat. Zwei Emporen mit schön bemalten Brüstungen nehmen einen ansehnlichen Teil des Raumes ein. Auf der obersten, dicht unter dem Dach, hatte die männliche Jugend ihren Platz, die untere war für die Mädchen bestimmt. Die Protokolle des Kirchenvorstandes aus den Zeiten des Pastors Jonas Söderblom zeugen davon, daß das Benehmen der Jugend auf den Emporen allerhand zu wünschen übrig ließ. Rechts vom Chorfenster hängt das grauenerregende Bild vom Jüngsten Gericht: nackte, blaßrote Menschenkörper stürzen zwischen gelben Schwefeldämpfen hinab in den brennenden Schlund des Drachens. Während der Predigt, die zu Jonas Söderbloms Zeit niemals weniger als eine Stunde dauerte, hatte man gute Muße, hie und da einen scheuen Blick nach dieser Richtung zu werfen.

Die Kanzel mit ihren barocken Apostelgestalten reicht beinahe bis an die Decke. Wer da oben stand, muß sich für ein kleines Bürschlein auf der Bank der Pfarrfamilie wie ein Elias zwischen den Wolken ausgenommen haben. Man kann es sich vorstellen, wie das Herz des Kindes geschlagen haben mag, wenn der Vater, der etwas eigen-

artige Begriffe von Erziehung hatte, manchesmal mitten in der Predigt aufhörte und ein ernstes: „Still sitzen, Nathan!“ hinunterrief. Und das zu ihm, der eine solche Achtung vor der feierlichen Stille in der Kirche hatte. Richtig stillzusitzen bei Predigten und Vorträgen lernte er übrigens niemals während seines ganzen Lebens, und für Redner, die sich leicht ablenken ließen, war er ein gefürchteter Zuhörer, der ihre Geduld auf die härteste Probe stellte. Besonders wenn sie nicht wußten, daß er bei all seinen lebhaften Bewegungen, seinem Notizenmachen und Briefeschreiben während des Vortrags stets genau auffaßte, was der Redner zu sagen hatte.

Jede große Persönlichkeit ist letztlich eine Offenbarung, ein Strahl aus dem Quell des Lebens, der plötzlich emporschießt und wieder verschwindet. Irgendwie fühlen wir, daß man schließlich, aller Vererbungslehre zum Trotz, mit dem bloßen Zusammenzählen von Charakterzügen und Eigenheiten kleiner und alltäglicher Menschen aus früheren Generationen nicht weiterkommt. Und doch fragen wir uns nicht ohne Spannung, wie weit wir aus dem Erbe der Geschlechter und ihrer Geschicke eine solche Neuschöpfung begreifen können.

Die väterliche Linie kann bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückverfolgt werden. Ihre Glieder waren angesehene und wohlhabende Bauern im Tale des Ljusnan-Flusses. In den heimatlichen Urkunden haben ihre Lebensgeschicke keine bemerkenswerten Spuren hinterlassen. Der Großvater, Jon Olsson vom Orstahof in Söderala, soll sich durch würdevolles und feines Wesen ausgezeichnet haben.

Sein Sohn Jonas, der Geistlicher werden wollte, nahm den Namen Söderblom an. Sein Bruder Sven behielt den

väterlichen Hof. Er war ein kluger und angesehener Mann und blieb das Oberhaupt der Familie. Auch sein Bruder, der Pfarrer, hatte Respekt vor „Onkel Sven“ und unterwarf sich trotz seiner geistlichen Gelahrtheit und seiner höheren gesellschaftlichen Stellung seinem Willen. Als die Kirche von Söderala, eins der bedeutendsten mittelalterlichen Gotteshäuser des Landes, eine Schwesterkirche der Domkirche von Alt-Upsala, einer durchaus unnötigen, pietätlos durchgeführten Erneuerung unterzogen wurde, die ihre Schönheit teilweise vernichtete, ging dies Sven Jonsson sehr nahe. Er äußerte sich nie auf den Sitzungen des Kirchenvorstandes, er sagte nur immer aus tiefer Überzeugung heraus sein Nein, aber unter vier Augen gab er doch seine Meinung kund: Baut lieber eine neue Kirche, als daß ihr die alte verderbt. Seine Gedanken über diese unglückselige Erneuerung schrieb er auf die Rückseite eines Bildes, das die Kirche in ihrer alten Gestalt darstellt und das er der Gemeinde schenkte. Es hängt jetzt noch in der Sakristei. Es war dem Erzbischof Söderblom eine Freude, einmal bei einem Besuch in Söderala seinem Freunde, dem Maler Anders Zorn diesen Widerspruch des Onkels Sven auf der Rückseite des alten Bildes zeigen zu können.

Sven Jonson hatte natürlich keine Ahnung von unserer historisch und archäologisch bedingten Sorge um altertümliche Gedenkstätten. Sein Beweggrund war eine tiefe, treue Liebe zu dem alten Heiligtum der Väter. Diese Liebe des schwedischen Bauerntums zu der „alten“ Kirche hat nicht nur viele kostbare mittelalterliche Kunst bewahren helfen, sie hat auch, tiefer gesehen, Schwedens Kirche als soziale Macht und geistige Lebensquelle dem Volke erhalten. In seinem Kampfe, die Kirche der Väter

zu verteidigen und zu befestigen, dem Kampfe, für den Söderblom seine ganze Begabung und sein ganzes Herz einsetzte, ist er der Überlieferung seiner Familie gefolgt.

Mütterlicherseits leitet Söderblom seinen Ursprung von einem dänischen Geschlecht her. Der Vater seiner Mutter, der Kreisarzt Laurentius Riber Blume, war als junger Arzt nach Schweden übergesiedelt. Das Geschlecht stammte aus dem dänischen Dorfe Spandet, eine Meile südöstlich von Ribe. Es heißt, daß in der Familie eine schwermütige Ader vorhanden war. Der Urgroßvater Niels, — er nahm als Studierter den Namen Blume an, wurde Staatsanwalt und zuletzt Landrat in Roeskilde, — litt in seinen letzten Lebensjahren an tiefer Melancholie.

Sein Sohn, Laurentius Riber Blume, Nathan Söderbloms Großvater mütterlicherseits, hatte 1834, gerade vierundzwanzigjährig, sein erstes medizinisches Examen ıter sich, als der Landeshauptmann von Rosen in Göteborg bei der Fakultät in Kopenhagen anfragte, ob einige junge dänische Ärzte gewillt seien, ihren schwedischen Kollegen im Kampfe gegen die eben herrschende Cholera beizustehen.

Blume folgte dem Rufe und blieb nach Ablegung des letzten Examens in Schweden und als Stadtarzt in Strömstad. Welch anziehende Persönlichkeit er in jüngeren Jahren gewesen sein muß, läßt uns die Schriftstellerin Emilie Flyger-Carlén ahnen, aus deren Roman „Eine Nacht am Bullarsjö“ wie von fern sein Bild auftaucht.

Noch im Alter von achtzig Jahren schreibt diese begeisterte Freundin an ihn: „Bester Doktor Blume, nie, nie vergesse ich unsere gemeinsame Reise zum Bullar!“

Im Jahre 1836 heiratete Blume Johanne Koefoed, die Tochter des Testruper Pfarrherrn. Pastor Hans Koefoed war eine ungewöhnliche Begabung, gelehrt und tüchtig, ordentlich und gewissenhaft, aber steifleinen, eckig, schroff und zugeknöpft. Seine Gattin Christine Munk stammte aus angesehenem Kopenhagener Juristen- und Handelshause, das sich bis ins 16. Jahrhundert nachweisen läßt.

Laurentius Blume wirkte als Kreisarzt an verschiedenen Orten Schwedens. Er war eine gewinnende, frohe und schalkhafte Natur. Wir haben noch eine Schilderung aus den vierziger Jahren, in der berichtet wird, wie der junge Arzt in den Gesellschaftskreisen der kleinen Stadt als Freudespender erschien. Er hatte ohne Zweifel viel von dem heiteren dänischen Einschlag. „Noch in hohem Alter pflegte er", so schreibt ein Freund aus Dalarne, „wenn man ihn traf, einen lustigen Einfall oder gar einen treffenden Witz anzubringen. Nur im Amt und im Familienleben verstand er keinen Scherz. Daheim herrschte ein gediegener Ton; Klatsch, seichte und lieblose Worte waren verpönt."

Als er im Alter von neunzig Jahren heimging, schrieb Nathan Söderblom von Paris aus: „So ist also mein ehrwürdiger, greiser, gütiger Großvater heimgegangen! Sein langes, werktätiges Leben wird bei vielen in gesegnetem Gedächtnis fortleben. Ihr Dank wird ihm auf dem letzten Wege folgen. Wir haben viel Gemeinsames mit dem lieben Alten in unserer Veranlagung und Lebensweise; das gilt es nun treulich zu hüten."

Wie man sieht, waren unter Erzbischof Söderbloms mütterlichen Vorfahren mehrere hochbegabte und bedeu-

tende Persönlichkeiten. Er war Erbe geistig reich ausgerüsteter dänischer Geschlechterfolgen.
Seine Herzlichkeit, seine wohlwollend gewinnende Liebenswürdigkeit waren ohne Zweifel Muttererbe. Jedoch für den Menschen in seiner Ganzheit, für seine Eigenart ist die väterliche Mitgift bestimmend erkennbar. Jedenfalls hat des Vaters Einwirkung die allertiefsten Spuren in des Sohnes geistiger Haltung hinterlassen.
In seines väterlichen Großvaters Olssons Heim in Orsta versammelten sich um das Jahr 1840 die Erweckten und Frommen zu Erbauung und Gemeinschaft. Es wehte dort der Geist des älteren Pietismus, ein ausgeprägtes Sündenbewußtsein, ein Zerfleischen des eigenen Herzens, dessen „innewohnende Schlangenbrut mit allen Sünden und bösen Lüsten“ ersäuft werden sollte, was denn freilich zu düsterer Grübelei und Versponnenheit in Zweifel führen mußte, so daß sich eine Behutsamkeit der Lebensführung ergab, die bisweilen in übertriebene Ängstlichkeit ausartete. Es war nicht verwunderlich, daß der Sohn Jonas frühzeitig in seinen Spielen als Prediger auftrat. Bekleidet mit seiner Mutter schwarzer Seidenschürze, — sie gehörte zur Abendmahlstracht, — stieg er auf einen Stuhl und hielt seine Predigt. Und dann machte es eines Tages tiefen Eindruck auf ihn, als er mit einigen anderen Schulkindern zusammen Erzbischof Johann Olof Wallin mit Gesang begrüßen durfte. Aus dem kindlichen Predigerspiel wurde bald Ernst.
Als er seine Studien bei Pastor Per Niklas Lundquist, einem Lehrpfarrer, begann, war er bemüht, in früher Morgenstunde die Gemeindemitglieder unter einem Gotteswort zu versammeln; dann erst begann seine Arbeit. Des jungen Pfarrers ganze Hingabe galt der Wortverkün-

digung; mit brennendem Eifer suchte er Seelen zu gewinnen. Während fünfzehn Jahren übte Jonas Söderblom in den Heimatgemeinden mit dem dürftigen Prädikantengehalt, das damals die Versorgung der Hilfsprediger ausmachte, eine unermüdliche Predigertätigkeit aus, sowohl in der eigenen als auch in den Nachbargemeinden. „Barfüßermönch“ nannte man in diesen Jahren den Pfarrer, denn oft unternahm er seine Wege, um Schuhzeug zu sparen, nach der Apostel Weise, d. h. mit den Schuhen über der Schulter. In Okelbo sollte einmal der große Erweckungsprediger Rosenius sprechen. Jonas Söderblom ließ es sich nicht nehmen, den zwanzig Kilometer langen Weg zu machen, um ihn zu hören. Aber aus irgend einem Grunde verzögerte sich das Kommen des Redners. Da bestieg Jonas die Kanzel, und eine volle Stunde lang sprach er zu der Gemeinde. Als schließlich Rosenius eintraf, schlüpfte er eilig die Stufen der Kanzel hinunter und verschwand, ohne am Gottesdienst weiter teilzunehmen. Er ging dahin, wie Philippus, „vom Geist entrückt“. Er zeigte sich unverhofft und entschwand ebenso plötzlich und unauffindbar, gleich den Propheten, wenn Jahves Hand schwer auf ihnen lag. Was von der Welt verachtet ist, das Leben und der Wandel eines Sankt Franziskus oder Fra Jacopone, das brachte er in seiner Art zu wirken in einfältiger, ursprünglicher, ja oft fast anstößiger Weise zur Darstellung. Dennoch, so wird bezeugt, hatte seine Erweckungspredigt nie wieder eine so bezwingende Macht als in jener Zeitspanne, da seine anscheinende Überspanntheit derart beunruhigende Formen annahm.

Es begegnen uns ja durchweg Maßlosigkeiten und Übertreibungen, wenn wir uns die Erweckten und „vom Geist Überschatteten“ der großen Erweckungskrisen näher an-

schauen. Ganz natürlich schlägt die Magnetnadel jener religiösen Verzückungen sehr stark aus, wenn von dem bedingungslosen Griff des Geistes nach der Menschenseele Zeugnis abgelegt werden soll.

Jedoch der wäre ein schlechter Seelenkünder, der von hier aus auf das Seelenleben des Ergriffenen bindende Schlüsse ziehen wollte. Jonas Söderbloms ganzes Geheimnis war echte, brennende Frömmigkeit.

Ob nicht Nathan Söderblom an seinen Vater dachte, als er am 1. 3. 1897 dem Freunde Göran (später Professor N. I. Göransson) folgendermaßen über den Bruch schrieb, der ihm durch den — im übrigen so bewunderten — Ritschl zu gehen schien: „Was ich in seinen vom Augenblick eingegebenen, eigenartigen, mich oft ergreifenden Äußerungen dennoch vermisse, ist das Begeisternde, das Urchristliche, das rein Religiöse; alles ist so geordnet. Ich möchte mir erlauben, es so auszudrücken: mir fehlt an Ritschl trotz aller formgerechten und normalen Frömmigkeit der leidenschaftliche, ungezähmte, nie nach Gründen fragende Religionstrieb. Der fand sich im Pietismus. Wenn die Kirche den nicht hat, so hungert sie vor besetzten Tafeln!“ Dieser Blick für die Unentbehrlichkeit der Religion und ihren echten, ursprünglichen Wert ist Söderblom lebenslang zu eigen gewesen. Er wußte: Der Prophet ist über dem Priester.

Diese Predigerwirksamkeit setzte Jonas Söderblom bis ins späte Alter fort, bis die letzte Krankheit seine Kräfte brach. Nur daß er später als pastor loci nicht länger zu Fuß ging, sondern seinen Wagen kutschierte, eilends, so rasch die Pferde laufen konnten. Am liebsten sollten fünf Predigten des Sonntags gehalten werden, aber die weiten Entfernungen in seinem Kirchspiel ließen es nicht

immer dazu kommen. In seinem Eifer geschah es wohl, daß er vergaß, in welchem Dorf und zu welcher Stunde der Gottesdienst gerade angesetzt war, und dann konnte es sein, daß er trotz größter Eile zu spät dorthin kam. Aber dann zog er schon im Pfarrvorgarten das Gesangbuch hervor und fiel in den Gemeindegesang ein, während er sich der Sachen und Pelze entledigte. Wenn dann der letzte Vers gesungen war, stand er auch schon auf der Kanzel und redete seine Zuhörer etwa so an: „Spät kommt er, doch er kommt!“

In der Erinnerungsrede auf Jonas Söderblom auf dem Pfarrkonvent von 1902 wird bemerkt, daß er keine besonderen Rednergaben besessen hätte. Möglich ist es, aber es fragt sich doch, welchen Maßstab die amtsbrüderlichen Kritiker angelegt haben. Die Überlieferung, die noch jetzt in den Gemeinden, wo er wirkte, lebendig ist, legt ihm manches scharf geprägte Wort in den Mund. Eins ist sicher, daß er sich in der Predigt mit seiner ganzen Persönlichkeit in ihrer ursprünglichen und eigenartigen Form seinen Pfarrkindern dargestellt hat. Und ganz gewiß ist, daß sie den jungen wie auch später den alternden Söderblom immer gern gehört haben. Im übrigen bestand seine Predigt zum größten Teil aus Bibelsprüchen und Worten aus Luthers Schriften. Sein glänzendes Gedächtnis befähigte ihn, manchmal zwanzig Minuten im Zusammenhang aus Luther zu zitieren.

Als Erzbischof Söderblom einmal in einem Hirtenbrief die Persönlichkeit seines Vaters umriß, deutete er an, daß es sich in diesem Leben um eine tiefe innere Entwickelung gehandelt habe. Gesetzeschristentum und die Lehre von der Rechtfertigung hatten den jungen Wanderlehrer und Erweckungsprediger einst fast zur Verzweiflung ge-

trieben; als er sich aber erst einmal zum Wissen um einen gnädigen Gott durchgerungen hatte, vermochte er um so freudiger fortan das ganze Leben hindurch die frohe Botschaft zu verkündigen, bis der durch stählerne Willenskraft aufrecht gehaltene Körper schließlich durch Leiden verzehrt war und den Dienst versagte.

Persönliche Erlebnisse scheinen seine Entwickelung in dieser Richtung stark beeinflußt zu haben. Man meint, daß sein einstiger Lehrer, der Kapellan Lundquist, ihm den Blick fürs Evangelium geöffnet habe, und ferner steht fest, daß seine eigene Entwickelung zeitlich zusammenfällt mit der veränderten Richtung, die die Erweckungsbewegung unter Rosenius' Einfluß vom alten „Gesetzespietismus" zur neuen tröstlichen Gnadenverkündigung nahm.

Er übte lebenslang eine Art Selbstkasteiung. Sein Wille glich einer ungezähmten Naturkraft. Und konnte diese sich ungehemmt auf die Seinigen entladen, so richtete sie sich nicht minder schonungslos gegen ihn selbst. Der alte Adam sollte an die Kandare genommen und gelehrt werden, allen Ansprüchen auf Behaglichkeit und Muße zu entsagen. Für Versehen legte er sich selbst die härtesten Bußen auf, so, wenn er ein seltenes Mal gelegentlich eines Amtsbesuches seinen Stock liegen gelassen hatte; er wanderte die zwei Meilen zurück, sein Eigentum zu holen, und erklärte: „Ich werde Jonas lehren, vergeßlich zu sein!" Wie eigenartig er war, berichten viele mehr oder minder wahre Geschichtchen. Ob er darum wußte? Ob hier und da etwas Absicht mitwirkte? Möglicherweise brauchte er seine Eigenheiten wie die Propheten ihre symbolischen Handlungen, mit denen sie sich die nötige Aufmerksamkeit für ihre Verkündigung sicherten. Oder

liebte er es, ein wenig Herrgottsnarr zu spielen, um des Fleisches Lust zu dämpfen? Scharfe Beobachter stellen häufig fest, daß Originale sich kaum je der Tatsache ganz unbewußt sind, daß ihr Gebahren aus dem Rahmen des Althergebrachten herausfällt. Im Amte selbst war Jonas Söderblom außerordentlich tüchtig, und er wußte das sehr wohl. So pflegte er zu seiner Schwiegertochter zu sagen: „Seinen guten Kopf hat Nathan von mir, sein reiches Gemütsleben von der Mutter".

Seinen Amtsbrüdern pflegte er unter vier Augen anzuvertrauen: Ich hätte es auch zum Bischof bringen können! Sein Gedächtnis und seine Auffassungsgabe waren glänzend. Zum theologischen Examen erschien er vor Domprobst Knös, dem Ordinarius für Altes Testament. Auf die Frage, in welchen Büchern der Kandidat belesen sei und geprüft zu werden wünsche, entgegnete er: Im ganzen „Alten Testament". „Auf Schwedisch?" vermutete der Prüfende. „Auf Hebräisch", entgegnete ihm Jonas.

Als die Wahl auf ihn fiel, das große Pastorat Bolnäs zu betreuen, erkundigte sich der zuständige Staatsrat bei dem damaligen Rektor Gilljam in Hudiksvall, wieweit ihm Söderblom zu diesem Amt befähigt erschiene. Der Rektor, der Jonas eigenartig, aber nicht hervorragend fand, hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Jonas Söderblom, der sich seines Wertes bewußt war, hat diese Ungerechtigkeit nie vergeben.

In eigentümlichem Gegensatz zu seiner ganz unbestreitbaren theologischen Begabung steht seine recht weitgehende Naivität und Leichtgläubigkeit; es hängt dies anscheinend mit seiner Lebhaftigkeit und raschen Handlungsweise zusammen, die oft Ruhe und Besinnung vermissen ließ. Allerdings entbehrte er jegliche Anlage für

die sachliche Seite seines Berufs; ein Beamter war er nicht.
Kurz war bei ihm der Weg vom Planen bis zum Ausführen seiner Gedanken. Auch mißtrauische Vermutungen entschlüpften seinen Lippen oft allzu rasch; sie konnten wohlbegründet, aber doch nicht nachweisbar sein, und dann entstanden ihm Schwierigkeiten aus seiner Unbedachtsamkeit.
Rastloser Tätigkeitsdrang und Übereifer, der gern vom Schicksalsbaum die Früchte halbreif pflückte, lagen Jonas Söderblom im Blut: er wollte seiner Gemeinde so gern auch ungebeten dienen! War auf einem abgelegenen Hofe ein neuer Erdenbürger eingetroffen, kam er, wenn sein Weg ihn gerade vorbeiführte, — im Ornat, gelegentlich auch ohne diesen — unvorhergesehen in die Stube und begehrte das Kleine zu taufen. Ja, er erschien unerwartet zu solchen Amtshandlungen mitten in der Nacht, weckte die Hausbewohner und ordnete an, daß Taufwasser gewärmt werden sollte. Im Bjuraaker erzählt man, — ob es wahr ist, war nicht zu ergründen, — wie er einmal kurzer Hand Brautleute aufbot, von denen er wußte, daß sie in den Ehestand zu treten vorhatten.
Hart war er gegen sich selbst, so daß er an seinen Körper die strengsten Forderungen stellte, wenn Arbeit und Opfer winkten. Daher ist es nicht verwunderlich, wenn er auch an seine Frau und Kinder mit harten Ansinnen herantrat; sie sollten sich in der Schule der Selbstüberwindung üben, wie er es tat. Gegen fremde Kinder war er weich und gütig. Seine Konfirmanden erinnerten sich nicht, von ihm scharf angefaßt worden zu sein. Nur das Kaffeetrinken untersagte er ihnen während der ganzen Dauer der Abendmahlsvorbereitung; ein hartes Verbot,

besonders in jenen kalten Gegenden; aber ohne Zweifel wußte er, was er tat. Seine Anforderungen an die Konfirmanden umfaßten den ganzen biblischen Stoff, aber waren nicht unbillig. „Nie suchte er seine eigene Ehre, aber wir ehrten ihn trotzdem", äußerte eine schlichte Frau aus dem Volke in Erinnerung an seinen Unterricht.

Gegen seine eigenen Kinder übte er Erziehungsmethoden, die vom heutigen Geschlecht sicher als unklug und übertrieben angesehen werden würden. Von unterhaltendem Zeitvertreib wollte er nichts wissen. Man sollte die Sünde nicht lieber gewinnen als sein Heil!

Waren die Kinder krank, so durften sie sich das nicht merken lassen; hatten sie eine Erkältung, so mußten sie versuchen, den Husten zu unterdrücken. Die Jüngste, Klein-Elsa, fiel die Treppe herunter und schrie erbärmlich, — der Vater brachte sie unsanft zum Schweigen. Hatte eins der Kinder Kopfweh, so gab es dagegen nach der Meinung des Pfarrers keine bessere Kur, als sich unter die eiskalte Pumpe zu stellen und sich abbrausen zu lassen. Auch im übrigen galten ihm Wasser und Fasten als die bewährtesten Heilmittel, die er vor allem auch sich selbst verschrieb.

Gewagter scheinen uns seine Abhärtungsmittel für die jungen Seelen: Gespensterfurcht vermeinte er ihnen am ehesten abzugewöhnen, indem er sie nach der Reihe im Glockenturm das Abendläuten besorgen ließ. Im Herbst und Frühjahr war es dort, — man wohnte damals in Helsingtuna, — ganz stockfinster, und noch dazu stand auf dem Estrich öfter ein schwarzer Sarg, der andern Tages in das Grab gesenkt werden sollte.

Nie duldete er, daß die Kinder unbeschäftigt herumsaßen; waren die Schularbeiten erledigt, so sollte der Rest des Tages mit Hof- und Feldarbeit nützlich ausgefüllt werden. Der Pastor bearbeitete den Pfarracker selbst.
Aber unter des Vaters zur Schau getragener Strenge verbarg sich eine unendliche innere Güte und scheu zurückgedrängte Weichheit. Und gerade an den ältesten Sohn knüpften sich in aller Heimlichkeit große Hoffnungen, wie man sie bei seiner Begabung auch wohl hegen durfte. Leider ergab sich da später Anlaß zu ernster Bekümmernis, als des Sohnes geistiger Werdegang in Bahnen einzulenken schien, die der Vater für gefährlich, ja ketzerisch ansah. Im Bruderkreise sprach er sich hierüber aus. Und als er einst Nathans brandstiftende Bücher in die Hand bekam, äußerte er, — vermutlich in heiligem Zorn —: Hätte ich den Jungen hier, so würde ich ihn, so alt er ist, überlegen! Als er sich daheim allein glaubte, hörte ihn der Knecht vor sich hin murmeln: „Nathan wird ein Freidenker — ein Freidenker wird er!“
Man ersieht aus Söderbloms Briefen der Jahre, da sein und seiner Freunde „Ritschlianismus“ als umstürzlerische und ketzerische Verirrung galt, wie nichts ihn so schmerzte wie die Erfahrung, daß gehässige Einflüsterungen seinen alten Vater beunruhigten und verbitterten. Des Vaters Gestalt erscheint oft vor seinem geistigen Auge, besonders dann, wenn es Aussprachen über pastorale Dinge gab. In der Unterhaltung kam er auch überraschend oft auf seinen Vater zu sprechen; hingegen erinnere ich mich kaum, daß er je in dieser Art die Mutter erwähnt hätte.
Man kann gar nicht bezweifeln, daß des Vaters unbedingter religiöser Ernst den Sohn aufs Tiefste ergriffen

hat. Er hatte seiner Wortverkündigung gelauscht. Er hatte erfaßt, welch geistiges Erbe jener verwaltete. Seine Macht über die Seelen, wenn es um Glaubensdinge ging, war ihm bekannt.

Von Paris wurde Söderblom im Sommer 1901 heim an das Sterbebett des Vaters gerufen. Er nahm sein jüngstes Kind mit und reiste Tag und Nacht. Da ward ihnen ein letztes Zusammensein geschenkt ohne den Schatten eines Mißverständnisses. In einem Hirtenbrief schildert der Bischof die unvergeßlichen Stunden: „In den letzten Tagen hatte er nicht sprechen können und wollen. Aber das wußte er, daß ich unterwegs war. Und der asketisch erzogene Wille tat Wunderwerke. Im Morgendämmern trat ich in das Krankenzimmer und an sein dürftiges Lager, dem es an allem fehlte, was nur im geringsten an Bequemlichkeit gemahnen könnte. Und nun war er zum Sprechen aufgelegt. Volle zwei Stunden äußerte er sich über all und jedes, über des Lebens und des Todes Ernst, die Versorgung der Seinen, über Wünsche und Hoffnungen (Nathans Berufung nach Upsala stand bevor). Rückerinnerungen und Zukunftsgedanken gaben hie und da Veranlassung, den früheren Humor und den treffsicheren Witz hervorzuholen, — aber A und O seiner Weisungen war doch: du mußt dein Leben nach derselben Richtschnur führen wie ich; auch bei dir muß es immer heißen: ‚nicht als Herr über die Versammlungen, sondern als Mithelfer zu eurer Freude'. So schienen ihm in der Erinnerung die zwei Texte aus Paulus und Petrus zusammenzugehören. Allmählich versagte die Zunge den Dienst. Im Laufe des Tages entschlief er." —

Wahrlich, eine sachliche Darstellung. Aber sie wirft ein Licht auf des Vaters wie auf des Sohnes geistige Wesen-

heit. Die gleiche ruhig klare Auffassung der unausweichlich letzten Dinge, wie sie ihre Vorväter, schwedische bäuerliche Geschlechter, seit langen Zeiten besessen hatten. Jedoch hier ist noch mehr als nur Selbstbeherrschung. Hier ist ein klarer, unerschütterlicher Glaube ... durchsichtig und einfach, weil er im Grunde seiner Sache gewiß ist. Je mehr man sich in die Aufzeichnungen vertieft, die über Nathan Söderbloms inneres Leben Aufschluß geben, desto stärker wird die Überzeugung: was ihn zu einer so bruchlosen, ganzen Persönlichkeit machte, war der Glaube der Väter. Und er war sich dessen auch bewußt, daß dies in der Tat väterliches Erbgut war.

Am 2. Juli 1901 legte man Jonas Söderbloms sterbliches Teil in Norrala zur Ruhe. Schilderungen der Leidtragenden berichten, daß Nathan mit fester Stimme die Aussegnung vornahm. Er sprach nicht eigene Worte sondern verknüpfte wohl ausgewählte Bibelworte und Liederverse zu einem Ganzen, eine Gepflogenheit, die er später stets beibehielt. Als der Sarg hinabgesenkt wurde, fügte er folgende Worte hinzu: „Seine Besorgnis war, daß ihr seine vom Alter geschwächte Stimme oft nicht gut von der hohen Kanzel herab habt verstehen können. Diese Sorge ist von ihm genommen, aber dennoch könnt ihr seine Stimme noch vernehmen, nämlich wenn ihr Liebe untereinander habt, wie er in Liebe wandelte. Wenn er jetzt, mit den Erfahrungen und Erkenntnissen des Verklärten, noch einmal zu uns reden könnte, so würde er uns nichts anderes verkünden als das Alte und doch ewig Neue, das, was diesseits und jenseits des Grabes gilt, das Wort: „Mir ist Erbarmung widerfahren."

Nun schmückt sein Grab auf dem Friedhof zu Norrala ein hoher Block von unbehauenem Granit. Ein spre-

chender Zeuge! Rauh und kantig wie das Urgestein seiner Heimat.

Wer Nathan Söderblom näher gekannt hat, wird verstehen, warum wir so lange bei des Vaters Bild verweilt haben. Für die Psychologie der Persönlichkeit liegt hier ein eigentümlich interessanter Fall vor. Es gab zwischen Vater und Sohn in mancher Hinsicht geradezu überraschende Ähnlichkeiten. Aber diese gleiche und gemeinsame Geistigkeit ist doch beim Sohn auf eine andere Ebene verlagert, steht bei ihm im Dienste fruchtbringender Genialität. All die Betriebsamkeit, der Übereifer, die Vorliebe für aufsehenerregendes Gebahren, kurz alles, was beim Vater zu Übertreibungen, ja nicht selten zu Unzulänglichkeiten führte, löste sich beim Sohne zu umfassender schöpferischer Tätigkeit im Dienste der Menschheit.

Wie schon gesagt wurde, sprach Sölderblom selten von seiner Mutter. Aber es wäre übereilt, wollte man daraus schließen, daß sie für sein Innenleben nicht viel bedeutet hätte. Sie überlebte den Vater um viele Jahre. Wir erinnern uns ihrer aus dem Heim, das Söderblom in Staby bei Upsala gegründet hatte, wo die Mutter die letzten Lebensjahre bei ihm verlebte. Durch zunehmende Taubheit war sie von der Außenwelt fast ganz abgeschnitten. Aber wie haben wir sie uns auf der Höhe ihres Lebens vorzustellen? Die junge Arzttochter hatte bei reichen Naturanlagen eine sorgfältige Erziehung genossen, so daß sie als gebildet, auf manchen Gebieten sogar als ungewöhnlich kenntnisreich gelten durfte. Ihre stille, ruhige Art wirkte ein wenig passiv. In ihrem Hause kam sie nie völlig zu ihrem Rechte. Ihrer Persönlichkeit blieb kräftige Auswirkung versagt, sie verschloß sich in sich selbst.

Den Grund dafür wird niemand ganz klar angeben können. Vielleicht war es Kränklichkeit nach der Geburt der jüngsten Tochter, — oder hielt Schwermut, jenes Familienerbe, sie an ihr Zimmer gebannt, — wer kann es sagen? Die Amtsbrüder im Kreise meinten, Jonas sähe seine Frau nicht gern außerhalb ihrer vier Wände. Da bedurfte es schon freundschaftlicher Gewaltmaßnahmen, um sie gelegentlich auf dem Pfarrkonvent oder bei Besuchen in anderen Pfarrhäusern begrüßen zu können.
Man kann wohl verstehen, daß des Gatten unbändiger Schaffensdrang, seine vulkanischen Willensäußerungen lähmend auf die Familie wirkten. Wagners erste Frau pflegte von ihm zu sagen: „In der Nähe dieses brennenden Feuers ist es nicht auszuhalten“. Vielleicht war es eine ähnliche Rückwirkung, die Sophia Blume bewog, so schweigend und wie im Verborgenen in ihrem eigenen Hause zu leben und später der ältesten Tochter, die des Vaters Willensstärke geerbt hatte, das häusliche Szepter ganz und gar abzutreten. Aber ihr mildes, beruhigendes Wesen und ihre Herzensgüte haben den ältesten Sohn vor manchen Folgen der unweisen väterlichen Erziehungsmaßnahmen bewahrt. Besonders an ihre geduldige, stille Art, wenn sie ihn in den Wissenschaften unterwies, dachte der Sohn dankbar zurück. „Mutters Ruhe und Geschick machten sie zu einer hervorragenden Lehrerin. Ich habe im Leben mit mancher Lehrkraft zu tun gehabt, aber mit keiner besseren als mit ihr. Was ich bei ihr lernte, habe ich nie vergessen!“
Gleich anderen Pfarrern aus Bauerngeschlecht war auch Jonas Söderblom von Hause aus zu äußerster Sparsamkeit angehalten worden, wie es in früheren harten Zeiten bittere Notwendigkeit die schwedischen Bauern

gelehrt hatte. Wenn aber diese Sparsamkeit zu Zeiten besonders fühlbar für Kinder und Leute wurde, so trat die herzensgute Mutter leise und vermittelnd ein.
In einem Beitrage, den Bischof Söderblom unter dem Titel „Daheim im Hälsingerland“ für ein Wanderjahrbuch lieferte, findet sich eine ansprechende Schilderung seiner glücklichen Kinderjahre im Hilfspredigerhause am Hügel von Trönö. Unvergeßlich lebendig stehen darin vor uns die Kleinen, wie die Orgelpfeifen aufgestellt und zur Abendandacht bereit. Wie mit feinem Silberstift gezeichnet, gibt der Älteste aus seiner lebhaften Erinnerung heraus eine Beschreibung der umfangreichen Gebetfolge, die dabei gesprochen wurde. „Meine um ein Jahr jüngere Schwester, die meine Kameradin, Vertraute und Freundin während vieler Jahre und Erlebnisse war, und ich hatten unsere Plätze in Vaters Nähe, wenn die Abendgebete gesprochen wurden. Die jüngeren Geschwister wagten sich, sobald sie auch teilnehmen konnten, von der Mutter Knie zu uns Großen hinüber. Dann fingen wir mit den Gebeten der Kleinsten an, und die Schwierigkeit der Gebetsverse stieg, bis endlich „Ich danke dir, mein lieber himmlischer Vater“ an die Reihe kam. Das hatte seine schweren Stellen, das mußte ich aufsagen. Alsdann begannen die Gebete wieder bei den Kleinen und stiegen bis zum Vaterunser, mit dem meine Schwester einsetzte. Den Höhepunkt bildete der Segen. In meiner Vorstellung konnte es dann nur noch eine Steigerung geben, die mit höherem Glanz und stärkerer Leuchtkraft zu wirken vermochte, das war der Schlußvers des Liedes:

„Ein Engel geht zur Nacht durchs Land, —
Drei goldne Lichter in der Hand...

Ich lauschte im Geiste seinem behutsamen Schritt, denn die Lichter durften doch ja nicht flackern oder auslöschen! —“

Auch der Leser hält den Atem an, liest er von diesem rührenden Idyll im Pfarrhause: ihm ist, als ob unsichtbare Engelscharen die betenden Kinder schützend umstehen.

Die Kindheitserinnerungen umfassen natürlich auch Spiel und Frohsinn, wilde Schlittenfahrten den Kirchhügel hinunter und die lange Wanderung wieder hinauf.

Die Gabe, aus der Morgenzeit des Lebens Erinnerungen zu sammeln und zu wahren, ist ein psychologisches Rätsel. „Wichtige und für uns bezeichnende Geschehnisse aus unserer Kinderzeit erzählen uns die Hüter unserer Kindheit. Aber wir selbst haben uns geringfügige und zusammenhanglose Begebenheiten gemerkt, haben sie mit einem Goldglanz umsponnen, der wie aus einer anderen Welt zu stammen scheint, und die Erwachsenen stehen dem verständnislos gegenüber. Aber wiederum gibt es auch Erinnerungen, die man sich wohl erklären kann. Der Seele wuchsen Flügel, wenn wir sangen: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt —.“

Die musikalische Anlage hatte Nathan vom Vater, Jonas Söderblom besaß eine schöne Tenorstimme. Mit der Zeit versuchte sich der Sohn mit Erfolg auf dem Klavier und an der Orgel. Einmal spielte er als Weihnachtsüberraschung für den Vater zu des Kantors Orgelbegleitung Choräle auf dem Waldhorn.

Eins der schönsten Erinnerungsworte, das bei Nathan Söderbloms Heimgang gesprochen wurde, bezeugte: „Nie habe ich jemanden gekannt, dessen Seele so erfüllt war

von der heimlichen Melodie der Stätte seiner Jugend, wenn er von seiner Heimat reden durfte. Gedanke, Anschauung und Handlungen standen ganz im Banne der väterlichen Scholle!“ Und das Schicksal hatte es so gefügt, daß er die Jahre, in denen der Geist am aufnahmefähigsten ist, an einer der schönsten Stellen dieser Landschaft verleben durfte. Im Jahre 1873 war Jonas Söderblom Pfarrherr von Bjuraaker geworden, einem freiliegenden Dorfe, das über sanft abfallenden Wiesenhängen zwischen zwei Seenbecken liegt. Von dort leuchtet das Gotteshaus von Bjuraaker weiß, hoch, gedrungen ins Land.

Söderblom sah an dieser Landschaft vor allem das Lichte, Befreiende, Offene, das ihr eignet. Man befindet sich nicht in einem engen Kessel, die Berge bedrücken nicht, sie sind nur der holde Kranz, der ziert. Er bewahrte viele Erinnerungen an die Bjuraakerzeit. Er erinnert sich an eine Mühle am Strömnebach, von wo er als kleiner Bursche Mehl holen mußte; da weideten Schweine in voller Freiheit um ihn her, Riesentiere, die ihm, so klein er war, wohl Schrecken einjagen konnten. In der Mühle selbst hielt er sich dagegen gern bis zu später Stunde auf und lauschte den Erzählungen der Bauern. Und nie vergißt er das Rößlein Sternkopf, auf dem er heimreiten durfte, wenn es für seine Besorgungen doch schon zu dämmerig geworden war.

Auch Erinnerungen anderer Art stellen sich ein: bei Jahrmärkten, Viehkäufen und ähnlichen Gelegenheiten führten ab und zu Hitzigkeit und beleidigtes Ehrgefühl bei der im Grunde freundlichen Bevölkerung zu blutigen Auftritten, wobei dann auch das Messer eine Rolle spielte. Das war noch Feststimmung von der Art, wie sie

die isländische Saga zu berichten weiß! Selbst gegen den Pfarrer konnten Härte und Rohheit dann und wann ausbrechen, — aber in der Regel bewies ihm die Gemeinde Ehrerbietung und Treue.

Von Bjuraaker zog man nach Helsingtuna, jedoch nur für kurze Zeit. Nathan erinnert sich, daß er einen der Umzugswagen zu führen hatte; auf halbem Wege bei einer Kirche waren beide, der Gaul und der sechzehnjährige Kutscher, herzlich müde. Der Junge spannte ab, stellte das Tier in den Kirchenstall und legte sich selbst ins Stroh daneben; kleinlich war die Erziehung nicht, die Jonas bei seinen Söhnen anwandte!

Das letzte Heim wurde das Pfarrhaus zu Norrala, geräumig und stattlich, mit roten hölzernen Seitenflügeln und dem Blick auf die Kirche, ein würdiges Beispiel des klaren, klassizistischen Kirchenbaustils. Aber von nun an war das Elternhaus nur noch Ferienheim.

Im Herbst 1875 war Nathan in Hudiksvall in die Schule gekommen. Jonas Söderblom klopfte seinem Sohn stolz auf die Schulter und sagte: „Um Nathan ist mir nicht bange, der wird seinen Weg schon machen!“ Und er machte ihn, sogar so gut, daß er die neun Klassen des Gymnasiums in acht Jahren durchlief, die dritte übersprang er. Siebzehnjährig holte er sich stolz die weiße Primanermütze mit dem Zeugnis „Lobenswert“. Der Vater kaufte einem Fischer sein Haus in der Domgasse ab, und die alte treue Seele Tadda, das langjährige Dienstmädchen, hielt für die drei Brüder und die älteste Schwester Haus. Das Zimmer nach der Straße, in dem die Jungen wohnen sollten, war nach des Vaters Vorschrift mit dreibeinigen Hockern ausgestattet. Rücken-

stützen waren überflüssige Bequemlichkeit. Dies waren so seine Abhärtungsmethoden. In dem Söderblomschen Schulhaushalt gab es viel Grütze, Hering und Kaneeltee; der jüngere Bruder Hans berichtet: „Die Zuckerration, die aus braunem Kandis bestand und eine Woche reichen sollte, war oft schon Donnerstag oder Freitag alle, und dann hieß es fasten“.

Einige Lehrer des Gymnasiums müssen tüchtige Männer und wahre Pädagogen gewesen sein. Söderblom schätzte besonders den Rektor Sidvall, der im Griechischen unterrichtete, daneben den Lektor Petersen, welcher Konfirmandenunterricht gab. Sidvall scheint Nathans Fähigkeiten erkannt zu haben, denn er gab ihm und einigen anderen Schülern griechische Stunden umsonst. Lektor Petersen nahm viel persönlichen Anteil an seinen Schülern, er suchte sie kennen zu lernen und die jungen Seelen zur Entfaltung zu bringen. Von Nathan weiß der Doktor zu berichten, daß er sich scheinbar wenig am Unterricht beteiligte; aber wenn dann die Stunde beendigt war, hatte er mehr behalten als alle anderen in der Klasse. Streng und gefürchtet, aber wegen seiner Gerechtigkeit geachtet war Dr. Oestmann. Freitag morgens gab er in der fünften Klasse zwei Stunden hintereinander. „Noch als ich schon Professor in Upsala war, kam es vor“, so schrieb einmal Söderblom, „daß ich geängstet erwachte, weil ich geträumt hatte, es sei Schule und Freitag morgen“.

Einer der Lehrer soll bereits 1892 seine kommende Größe und einstige Würde als des Schwedenreiches Primas vorhergesagt haben. Wenn dem so ist, dann war es eine Stimme in der Wüste. Denn wenn auch Nathan unter Lehrern und Mitschülern als gut begabt und wohlerzogen

galt, so hielt ihn doch niemand für bemerkenswert oder gar für ein Wunderkind.
Im übrigen spielte sich das Leben wohl hier wie anderwärts in Kleinstädten ab, die eine gut besuchte höhere Schule haben. Da gab es die üblichen Fehden zwischen den Gymnasiasten und den Fischerjungen aus dem Hafenviertel, richtige Schlachten, in denen es manchmal nicht ohne blutige Köpfe abging. Wenn auch Nathan niemals an solchen teilnahm, bekam er es doch manchmal am eigenen Leibe zu spüren, wie unratsam es sei, in der Dämmerung durch gewisse Stadtteile zu gehen. Aber ausgelassen konnte er bei Schneeballschlachten unter seinen Schulkameraden mittun.
Eine aufregende Begebenheit fällt in diese Schuljahre: die kleine Rathausglocke rief eines Oktobertages mit hastigen Schlägen „Großfeuer“ in die Landschaft hinaus. Feurige Zungen sprangen von Haus zu Haus, und bald stand ein ganzer Stadtteil in Flammen. Man weiß, wie es auf einen Landjungen wirkt, wenn er zum ersten Mal die Brandhörner gellen hört und die Wasserwagen über die holprigen Kleinstadtstraßen jagen sieht! „Schließlich“, schreibt Söderblom in Erinnerung an diesen Vorfall, „sank sogar das altehrwürdige Rathaus und sein Turm in Asche; ich weiß noch, wie ich erschrak, als ich mit zwölf Jahren erlebte, wie am Ende alles zusammenstürzte“.
Der Eintritt ins Gymnasium brachte außer der höheren Würde auch die Aufnahme in die literarische Vereinigung „Rimtussarna“ mit sich. Die erzieherische Bedeutung der literarischen Schülervereinigungen darf nicht unterschätzt werden. Rimtussarna war eine anspruchslose Vereinigung, die vielerlei Interessen pflegte. Die Vereins-

satzungen geben als Ziel an, „daß der Verein in erster Linie wahre Brüderlichkeit fördern, aber darüber hinaus auch zur allseitigen Veredelung seiner Mitglieder beitragen wolle“. Die Zusammenkünfte begannen gewöhnlich mit einem Streitgespräch, wobei ein Vortragender einen acht Tage vorher aufgestellten Lehrsatz gegen zwei Gegner zu verteidigen hatte. Der übrige Teil des Abends sollte weiteren Vorträgen dienen, sowie mit der Verlesung der Vereinszeitung „Nike“, mit Gesang, Musik und anderen Zweigen veredelnden Strebens ausgefüllt werden. Die Satzungen hatten in weiser Voraussicht die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß die Pflege so hoher Ideale allein nicht allzeit ausreichen würde, um die in die Brüche gegangene Brüderlichkeit wieder zusammen zu kitten, und gaben daher zu beherzigen, „daß jeder, der bei der Zusammenkunft sich unterfange, seinem Bundesbruder zornmütig zu begegnen, mit 50 Pfennig Buße und dem Ausdruck allgemeiner Mißbilligung bestraft werden solle“.

Die Vereinigung Rimtussarna besteht nicht mehr. Was von ihrem Archiv noch übrig blieb, ist in der Bibliothek der Landsmannschaft der Studierenden untergebracht worden. Erfolglos blieb das Bemühen, in diesen Blättern etwas über Nathan Söderbloms frühestes wissenschaftliches Auftreten zu finden. Doch auf der Rückseite eines Blattes mit Lehrerkarikaturen, das noch im Archiv vorhanden ist, findet sich aus der Feder eines Bundesbruders eine Schilderung Nathan Söderblooms, die folgendermaßen lautet: „Söderblom ist vielleicht der einzige, den ich durch und durch kenne und den ich möglicherweise richtig zu beurteilen vermag. Er bewies sich als ein vielversprechender Schüler. Mit einer Leichtig-

keit, die auch die tüfteligsten Aufgaben spielend bewältigte, arbeitete er sich in sämtliche Fächer mühelos ein. Er tritt als Musikus, Tonsetzer und Skalde auf, weiß in Latein und Griechisch, sogar im Hebräischen Bescheid, — einen guten mathematischen Kopf hat er auch und versucht sich obendrein in Philosophie. Von Natur gütig, folgsam und hilfsbereit, stößt er nirgends an. Zieht man ein wenig kindische Faxenmacherei ab, so bleibt er wirklich ein ausgezeichneter Junge. Was er uns im Verein als Kapellmeister und Schriftleiter war, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren." —

Die Schulzeit besteht glücklicherweise nicht nur aus Wochen, in denen man zum Examen büffeln muß, sondern wird durch Ferien unterbrochen. Jedoch Jonas Söderblom sorgte dafür, daß auch die Ferien für seine Söhne ihr vollgerütteltes Arbeitsmaß hatten. Gleich am Tage nach der Ankunft hieß es zuzugreifen, und das war keine Kleinigkeit. — Als im Jahre 1924 bei der Kirchenvisitation in Norrala in der großen Veranda der Tisch gedeckt war, sagte der Erzbischof bei seiner Ansprache: „Nie hätte ich gedacht, daß unsere Laube, als ich sie damals bauen half, einmal ein so feiner Festsaal werden würde". Er berichtete, wie er früh um zwei Uhr in den Wald fahren und Zimmerholz holen mußte: „Nie hat mir mein Frühstück besser geschmeckt als damals, als man auf dem Eise des Lossees den Proviantbeutel hervorziehen konnte".

Wenn man bei solchen Amtsbesuchen Nathan Söderblom sich ganz schlicht mit einfachen Leuten unterhalten hörte, konnte man sich oft wundern, wie volkstümlich sich dieser hochgebildete, tiefgründige Mann der Wissenschaft zu geben vermochte. Das kam daher, daß er aus eigener

Erfahrung wußte, wie der Schwerarbeiter es hatte; er kannte seine Denkweise, seine Leiden und Freuden, den Kräfteverbrauch, den körperliche Arbeit fordert; er hatte selbst hinter dem Pflug und auf dem Bau gestanden! — Aber gesprächsweise hat er doch oft beklagt, wieviel kostbare Zeit seinen Studien auf diese Weise verloren gegangen sei.

Ein früherer Kleinknecht vom Pfarrhofe von Norrala, der Nathans Arbeitsgefährte in den Ferien gewesen war, schildert ihn folgendermaßen: „Er war allzeit froh und freundlich, machte Verse auf die Pferde und auf mich, die pflegte er dann bei der Arbeit zu singen. Er war so etwas wie ein Musikant. Ich erinnere mich, wie er einmal bei einer Hochzeit alle Gäste mit seinen Weisen erfreute. Weltliche Vergnügungen machte er nicht mit, das lag ihm nicht. Die Geschwister hatten vor ihm Achtung, glaubt mir. Er, Nathan, bat mich manchmal, am Sonntag nachmittag mit ihm in die Kirche zu kommen und die Bälge zu treten, da konnte er lange Zeit singen und die Orgel spielen."

Diese Schilderung stimmt wunderbar überein mit dem, was der Studienfreund Hermann Palmgren zu berichten weiß, der acht Jahre lang in Upsala mit ihm ein Zimmer teilte· „Ein Hauch von Reinheit ging von ihm aus. Es war nicht etwa so, als ob er sich von unseren studentischen Zerstreuungen fernhielte — im Gegenteil, er hatte Freude an den Sitten und Gebräuchen der Studenten. Aber in gewissem Sinne stand er doch darüber. Ich könnte mir von jedem unter uns denken, daß er auch einmal unbedachtsam und töricht handeln könnte — von Nathan nie. Und doch war er nie ein Spielverderber, sondern einer der Fröhlichsten."

Es war, als ob alles Übertriebene, alles Rohe und Leichtsinnige, was so oft den Vergnügungen der Jugend anhaftet, wie von selbst vor ihm weichen mußte. Trotz aller harmlosen Munterkeit, trotz aller kindlichen Einfachheit fühlte man bei ihm von jeher etwas von geistiger Vornehmheit: es lag über seinem Wesen der heilige Ernst der Auserwählten.

SLUB
Wir führen Wissen.

Der junge Pastor Söderblom im 27. Lebensjahr.

Sächsische Landesbibliothek
Dresden

2. Kapitel

STUDIENJAHRE UND RELIGIÖSE ENTWICKELUNG

SLUB
Wir führen Wissen.

Wer als junger Student zum ersten Male die Türme der Domkirche und die wuchtige Linie des Schlosses von Upsala am Ziel seiner Reise vor sich auftauchen sieht, fühlt, auch wenn er sonst sorglos ist, das Wehen einer Schicksalsstunde. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Der eine steht an der Tür zu dem Lande seiner Träume und gleitet mit Begeisterung und einem Gefühl der Sicherheit in das akademische Studium hinein. Der andere fühlt sich von Anfang an fremd, irre und ratlos. Der Übergang von der höchsten Stufenleiter der Schule zu dem bescheidenen Dasein des jungen Fuchses, das Fehlen fester Führung und Hilfe vermehrt das Gefühl der Unsicherheit.

Der Stockholmer Strindberg fand Upsala über alle Beschreibung traurig. „Es war eine Kleinstadt. Es roch richtig bäurisch. Alle Professoren waren Bauern, kein einziger war Stockholmer. Die Häuser und die Straßen waren kleinstädtisch. Und hierher war das Hauptquartier der Bildung verlegt durch eine Fehlentscheidung der führenden Kreise, die ganz bestimmt die Hauptstädte als Mittelpunkte der Bildung betrachteten. Es wäre noch angegangen, wenn die Kleinstadt die natürliche Fortsetzung einer stillen, in Grün gebetteten Provinz gewesen wäre. Nun ist sie eine armselige, anspruchsvolle Nachahmung der Irrtümer der Großstadt, deshalb ist sie so abstoßend. Die Aussicht vom Schloßberg vermochte den Mißmut nicht zu zerstreuen. Die entsetzliche Landschaft mit ihren endlosen Lehmäckern machte sie traurig.“

Der junge Mann, der am 19. September 1883 seinen Namen in das Buch der Hälsinga Landsmannschaft eintrug, sah die Universitätsstadt sicher mit ganz anderen Augen an. Auf ihn, der außer der kleinen Provinzhaupt-

stadt Hudiksvall überhaupt noch keine Stadt kannte, mußte Upsala als Stadt ganz anders wirken. Aber der Hauptgrund für die verschiedene Beurteilung lag tiefer als in zufälliger Lebenserfahrung. Es war eine Temperamentssache. Strindberg sollte seinen Ruhm unter anderem durch seine Fähigkeit gewinnen, der ewigen Enttäuschung und Tadelsucht des Neurasthenikers bitteren und kräftigen Ausdruck zu geben. Nathan Söderbloms Gabe war seine Fähigkeit, alles Gute und Schöne zu entdecken, bei unbedeutenden Menschen, in vergessenen Winkeln, in der Geschichte und in seiner Umwelt. Viele, die gern tadeln, empfanden sein begeistertes Wohlwollen für alle und für alles geradezu als peinlich. Aber es verbreitete Licht und Wärme um ihn, wo er auch war.

Die achtziger Jahre, in die Nathans Studienzeit fiel, waren eine wichtige Zeit der Entwickelung für die Stadt Upsala. Die torfgedeckten Dächer und rotgestrichenen Häuser aus dem Anfang des Jahrhunderts waren schon früher einem modernen Stadtbilde gewichen. König Karl Johanns landesväterliche Fürsorge für Upsala hatte in der Bauentwicklung der Stadt deutliche Spuren hinterlassen. In den sechziger Jahren erhielt Upsala Eisenbahnanschluß, die Stadt sprengte ihre alten Grenzen und schob in den folgenden Jahrzehnten die Bebauung auf die Wiesen hinaus, wo früher das Vieh geweidet hatte. Freilich hatten die Vorstädte mit ihren Holzhäusern noch einen Anstrich von Behelf- und Notbauten, aber sie wurden die eigentlichen Heimstätten der Studenten, besonders der ärmeren ländlicher Herkunft. Es war wohl ein Ausfluß des Stilgefühls des jungen Söderblom, daß er Upsalas altes klassisches Studentenviertel dem Vorort vorzog. Mit seinem Freunde Hermann Palmgren zusam-

men wohnte er mehrere Semester lang in der ehrwürdigen Svartmangatan, der Straße der „grauen Brüder“, wo einst die Dominikanermönche ihre Heimstätte hatten. Im Vergleich mit der nach damaliger Sitte einfachen Einrichtung der Studentenbuden, die meist nur aus Lehnstuhl, Ausziehbett und Stehpult bestand, soll seine Wohnung geradezu vornehm ausgestattet gewesen sein. Er hatte stets die Gabe, Behagen um sich zu verbreiten.

Es war eine Zeit des Neubaus auch in der Welt des Geistes. Da wurde gebaut und abgerissen mit derselben sorglosen Gleichgültigkeit gegen ehrwürdige Überlieferungen, die von den Baumeistern der Universität und der Kirche den mittelalterlichen Bauten der Bischofsburg und der Domkirche erwiesen wurde. Die oft verleumdeten achtziger Jahre waren in Wirklichkeit eine Zeit bedeutender geistiger Kraftentfaltung und gärenden neuen Lebens. Unter den Studenten fanden sich viele, die sich mit wirklicher Leidenschaft den großen Fragen der Kultur und Weltanschauung widmeten. Die Geister waren wach, der Widerstreit zwischen dem Zeitalter der Naturforschung und dem der ausklingenden Romantik begann jetzt im Ernst. Ein Vergleich zwischen den Studentengenerationen der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit ihrem ehrlichen Interesse an weltanschaulicher Grundlegung und der praktisch nüchternen, fachlich begrenzten Emsigkeit der letzten Jahrzehnte fällt für die damaligen Studierenden nicht ungünstig aus.

In den radikalen Studentenkreisen blies der Wind am kräftigsten. Schon als Gymnasiast hatte der junge Strindberg zu hören bekommen, daß das Wort Idealist in Upsala ein Spottname war. In den Vorlesungen des früher be-

rühmten Professors Pontus Wikner saßen im Wintersemester 1883 vier Studenten. Carl Yngvé Sahlin, einer der scharfsinnigsten Denker, die Schweden je gehabt hat, war mehr geachtet als beliebt und hatte größeren Einfluß auf die äußeren Geschicke der Akademie als auf die Gedanken der Jungen. Es war klar, daß sich die Männer der Zukunft im radikalen Lager sammelten.
Eines Morgens zu Beginn des Wintersemesters 1882 fanden die Studenten an den Straßenecken, an den schwarzen Brettern der Landsmannschaften und auf den Tischen der Cafés und Speisesäle einen Aufruf, dessen Motto des Dichters der Fritjofsage, Tegnérs, flammende Worte bildeten:

Glaubt doch dem Flüstern jener Zaudernden nicht,
Der Streit sei viel zu hoch für eure Kräfte,
Und daß er besser ohne euch gekämpft!

Es war ein Aufruf an die Studenten, öffentlich für Gewissens- und Religionsfreiheit einzutreten. Im Reichstage desselben Jahres hatte K. F. Arnoldson eine Vorlage eingebracht, daß auch derjenige das Recht zum Austritt aus der Staatskirche haben solle, der in keine andere christliche Religionsgemeinschaft eintreten wolle. Die Kundgebung kam nie zustande, aber die Verhandlungen, die in dieser Sache geführt wurden, hatten die Gründung der Studentenvereinigung „Verdandi“ zur Folge.

Es ist bezeichnend, daß man sich erst nach langen Erörterungen auf den schönen Namen Verdandi (deutsch: Das Werdende) einigen konnte, eine solche Angst hatte man damals vor allem, was nach Romantik schmeckte. Die neue Vereinigung wurde zum Frühlingssturm der Unruhe in der akademischen Windstille. Die Sittlich-

keitsdebatte vom Frühjahr 1887 und die Sympathiekundgebung der Verdandi für den verurteilten Sozialisten Branting weckten bei den akademischen Vätern Kummer und Unwillen; die Leiden der studentischen Märtyrer, Verweise und Stipendienverluste, wurden zur Aussaat des radikalen Glaubens.

Der sogenannte Idealismus kam in die Enge und die armen Theologen sahen sich zwischen die Schilde der Kämpfenden eingeklemmt. Die Professoren der Fakultät, achtunggebietende und fromme Männer, einige von ihnen gar nicht zu unterschätzende Begabungen, hatten es mit ihrer altmodischen dogmatischen Einstellung schwer, außerhalb des Kreises der Alumnen Achtung zu gewinnen. In radikalen Studentenkreisen war es damals ein hochgeschätztes Vergnügen, die Vorlesungen der Theologieprofessoren zu besuchen und irgend eine Bemerkung aufzuschreiben, die bei den Zusammenkünften der Aufgeklärten zum Gegenstande des Spottes gemacht wurde. „Theologe zu sein und einfältig, beschränkt und zurückgeblieben, wurde zu jener Zeit als dasselbe betrachtet", berichtet einer von denen, die mit dabei waren. Die Theologiestudenten, die ihren Beruf ernst nahmen, schlossen sich deshalb gerne im Rahmen der frommen Kreise der Sonnabendvereinigung und der Studenten-Missionsvereinigung zusammen. Das war um so natürlicher, als die Frömmigkeit der Erweckungszeit mit ihrer strengen Abgrenzung gegen die sündige Welt den geistigen Horizont beherrschte.

Zufällige Bekanntschaften oder die unter Studenten übliche, oft genug aus geistig recht gegensätzlichen Elementen zusammengesetzte Tischgemeinschaft werden nicht selten zu Schicksalsmächten im Leben des jungen

Mannes, im guten wie im schlechten Sinne. Nathan Söderblom scheint offenbar zu der kleinen Minderzahl gehört zu haben, die Freunde und Umgang nach eigenem Gutdünken wählt. In den ersten Jahren in Upsala scheint er zwar, natürlich genug, wenig Anteil am Vereinsleben genommen zu haben. Er widmete seine Zeit strengen Studien und den einfachen Zerstreuungen des Studentenlebens. Doch die ersten Spuren seiner Wirksamkeit als Student finden wir in der Studentenmissionsvereinigung.

Die Vereinigung war im Frühjahr 1884 gegründet worden. Wie früh Nathan Söderblom Mitglied wurde, wissen wir nicht, möglicherweise war er schon von Anfang an dabei. Er war von einem Vortrag tief ergriffen worden, den der norwegische Missionar Skrefsrud im November 1883 in der Dreifaltigkeitskirche zu Upsala hielt, und der den Anlaß zur Gründung der Vereinigung bildete.

Das Missionsinteresse hatte Nathan Söderblom vom Elternhaus mitgebracht, und daß er sich sofort der Missionsvereinigung anschließt, ist ein Beweis dafür, wie richtungweisend und entscheidend die starke Persönlichkeit seines Vaters für seine Lebensbahn gewesen ist. Jonas Söderblom war ein warmer Missionsfreund. In seinem Pfarrspiel Norrala wurden alljährlich große Missionskundgebungen und außerdem vierteljährliche Zusammenkünfte abgehalten. Die eingesammelten Missionsgaben erreichten eine für die damalige Zeit bedeutende Höhe, in manchen Jahren waren sie größer als von irgend einer anderen Landgemeinde in Schweden.

Die jungen Missionsfreunde nahmen sich ihrer Sache mit großem Ernste an. Pietistische Frömmigkeit war in ihrem Ton und in ihrer Arbeitsweise ausgeprägt. Bei einer der

ersten Zusammenkünfte wurde beschlossen, daß an die Mitglieder eine gedruckte Karte ausgegeben werden sollte, auf der u. a. ihnen eingeschärft wurde, „nicht zu vergessen, im Gebete zu Gott nicht nur dieser Vereinigung zu gedenken, sondern auch aller Wirksamkeit, die im Gehorsam gegen Christi Missionsbefehl ausgeführt wird“. Die abwesenden Mitglieder und im Briefwechsel mit ihnen stehende Freunde der Vereinigung unterzeichnen ihre Briefe oft mit einem „Euer in dem Herrn“, „Bruder in Christo“ oder „in brüderlicher Eintracht um das Kreuz“.

Erzbischof Söderblom wußte wohl, was diese Vereinigung für ihn selbst und für andere bedeutet hatte. Als er an ihrem vierzigsten Stiftungstage die Festrede hielt, sagte er: „Wenn man an den bangen Anfang denkt, den die Vereinigung hatte, an all die Ungewißheit, die die Zukunft in ihrem Schoße trug, muß man ein Gefühl der Dankbarkeit haben; denn wenige ahnten damals, daß das zögernd begonnene Werk solche Bedeutung gewinnen sollte, wie sie die spätere Entwicklung bewiesen hat. Es ist, als wären wir von einem guten Genius an der Hand geführt worden. Es war etwas von der Flamme der ersten Liebe in unserem Beginn.“

Die Bedeutung der Studentenmissionsvereinigung für die Geschichte der schwedischen Mission kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die meisten Missionare und Missionsführer der schwedischen Kirche finden sich in ihren Mitgliederverzeichnissen. Doch für Nathan Söderbloms Lebensentwicklung ist die kleine Vereinigung, die sich getreulich im Saale des alten Seminarhauses versammelte, in einem Maße bestimmend geworden, das wirklich überraschend ist.

Zwei Seiten der Wirksamkeit dieser Vereinigung sind der Betrachtung wert. Die eine ist ihre wirklich übernationale Einstellung. Der weltbürgerliche Zug gehört zum Wesen der Mission; hier aber kann zweifellos auch ein besonderer persönlicher Einfluß gespürt werden. Er rührt offenbar von dem energischen ersten Vorsitzenden der Vereinigung her, von Karl Fries, dem künftigen Generalsekretär des Christlichen Vereins Junger Männer, der bereits damals ein Mann von übernationalen Interessen und Verbindungen war.

Der C. V. J. M. war von einem englischen Kaufmann gegründet worden und hat von Anfang an den Stempel des weltbürgerlichen Unternehmergeistes der Londoner Werft- und Kaufmannskreise an sich getragen. Wer Menschen aller Farben und Zungen zu Lieferanten und Kunden hat, dem ist es natürlich, daß sich auch eine geistige Bewegung auf übernationalen Betrieb einzustellen hat. Vom C. V. J. M. hat wohl auch die amerikanische christliche Studentenbewegung mit ihren weltumspannenden Eroberungsgedanken, deren erste Wellen damals Schweden erreichten, ihren Ausgang genommen. Die Vereinigung von Upsala steht in lebhafter Verbindung mit den Schwestervereinigungen an den nordischen, deutschen und englischen Universitäten. Fremde Gäste sprechen englisch und deutsch bei den Zusammenkünften der Vereinigung, das Protokoll fügt manchmal mit sichtlichem Selbstgefühl hinzu: ohne Dolmetscher.

Diese Studentenvereinigung und Karl Fries haben Söderbloms Interessen die übernationale Richtung gegeben, die zur Voraussetzung seines wesentlichen kirchengeschichtlichen Einsatzes wurde. Es ist Karl Fries, „der große Arbeitgeber der Vereinigung“, wie Söderblom ihn nennt,

der ihn zuerst zu dem Studententreffen nach Northfield schickt und später zur Konferenz nach Amsterdam. Der lebhafte und gewandte Sohn des Hälsingalandes, der neben einer glänzenden Sprachbegabung auch den Vorzug hatte, unberührt von der bösartigen Hemmung zu sein, die Redescheu heißt, hatte alle erforderlichen Gaben, um auf solchen Veranstaltungen wirken zu können.

Eine gewisse Neigung zum Übernationalen kann man bei einigem guten Willen bereits viel früher in der Tatsache entdecken, daß er sich im Herbst 1886 für die Frage der Weltsprache zu interessieren begann. Er schreibt am 3. 1. 1887 an seinen Freund Herman Palmgren: „Wie du wohl während des Semesters hörtest, habe ich zeitweise daran gedacht, Volapük zu lernen, die neue Weltsprache. Ich habe ein unerklärliches Gefühl dafür gehabt, daß dies mein genius vitae werden sollte. Mehrere scheinen diese Auffassung zu teilen. Der Übersetzer einer kleinen Arbeit über Volapük ins Schwedische ist auf irgend eine unerklärliche (oder vielleicht durch meine hervorragenden Eigenschaften höchst erklärliche) Art an mich geraten, und weil er in mir die Zukunft des Volapüks in Schweden sieht, hat er mir mit einer Widmung ein Exemplar seines Buches übersandt, das ich jetzt eifrig studiere. Ich bin ihm sehr dankbar dafür."

Beachtenswert ist, — und dies ist nun die zweite wichtige Seite der Wirksamkeit der studentischen Missionsvereinigung —, das ernste wissenschaftliche Interesse, das in ihren Zusammenkünften zum Vorschein kommt. Man traf sich nicht nur, um sich zu erbauen und zu begeistern, sondern auch, um von der Mission zu lernen. Die Vorträge scheinen aus inhaltsreichen Berichten über aus-

ländische Fachliteratur bestanden zu haben. Bei der nächsten Zusammenkunft unterzog der Berichterstatter seine Zuhörer einer eingehenden Prüfung, um festzustellen, was sie von seinem Vortrag behalten hatten. Das Studium war nicht nur der Missionskunde im eigentlichen Sinne gewidmet, sondern auch der Völkerbeschreibung und der Religionsgeschichte.

Man hatte auch mit einer ethnographischen Sammlung begonnen, die von den jungen Liebhabern der Völkerkunde offenbar für sehr wertvoll gehalten wurde, da man es für nötig hielt, sie mit tausend Kronen gegen Feuer zu versichern. Die Sammlung scheint aus den verschiedenartigsten Gegenständen bestanden zu haben. So hatte die Vereinigung lange Zeit viel Kummer mit einem zu der Sammlung gehörigen, in Alkohol aufbewahrten Skorpion, der auf unaufgeklärte Weise schließlich in der naturwissenschaftlichen Sammlung einer der Schulen von Upsala gelandet ist. Mit dem rührenden Ernst und der pedantischen Strenge, die Studenten gewöhnlich in Vereinsangelegenheiten an den Tag legen, erörterte die Gesellschaft bei den verschiedensten Gelegenheiten das Verschwinden dieses Skorpions, bis schließlich ein Fachmann, der damalige Kandidat der Medizin Fredrik Clason, die Wertlosigkeit des erwähnten Gegenstandes dartat, und es auf seinen Vorschlag hin dem Vorstand freigestellt wurde, über den Skorpion zur Tagesordnung überzugehen.

In der Studentenmissionsvereinigung war die Begeisterung für die christliche Welteroberung offenbar auf eine sehr erfreuliche Art mit jugendlicher Sehnsucht nach fernen Welten und nie gesehenen Ländern, mit Forscherdrang und Entdeckerfreude verbunden. Das Missionsinteresse unter den Studenten ist in der Tat das erste

Zeichen für idealen Schwung und Fortschrittsgeist unter der christlichen Jugend gewesen. Dies zeigt sich auch in einem starken Interesse für religionsgeschichtliche Fragen. Die Vorträge behandeln sehr oft rein religionsgeschichtliche Themen. Da wird vom „Monotheismus unter den wilden Völkern“ gesprochen und von „Religiösen Reformbewegungen im neuzeitlichen Hinduismus“. N. J. Göransson spricht über den „Wert des Buddhismus als Religion“ und Adolf Kolmodin über „China und das Abendland“. Für die Bibliothek werden einmal gleichzeitig Ratzels ethnographisches Riesenwerk und sechs gelehrte religionsgeschichtliche Arbeiten in englischer Sprache angeschafft. Es ist außer Zweifel, daß auch der Religionshistoriker Nathan Söderblom seine ersten Eindrücke und Antriebe in der Studentenmissionsvereinigung erhielt.

Im Spätherbst 1888 erhielt Nathan Söderblom unerwartet einen wichtigen Auftrag im Dienste der Missionsvereinigung Man hatte den kühnen Beschluß gefaßt, gedruckte Mitteilungen herauszugeben, zunächst für die ehemaligen Mitglieder, die über Vorträge und Berichte unterrichtet werden wollten. Der leitende Kopf der Vereinigung, Karl Fries, schlug Söderblom zum Schriftleiter vor, und die Gesellschaft wählte ihn durch Zuruf. Damit wurde ein gewagtes Unternehmen und eine schwere Verantwortung auf die Schultern des Zweiundzwanzigjährigen gelegt. Er ging mit brennendem Eifer an seine Aufgabe heran. Er mußte die Bezieher der Mitteilungen in der Hauptsache selbst herbeischaffen, außerdem einen umfangreichen Briefwechsel führen, nicht nur mit ehemaligen Mitgliedern, sondern auch mit anderen Missionsfreunden. Von allen Seiten des Kameradenkreises

forderte er Anschriften möglicher Bezieher an. Seine Willenskraft und sein froher Optimismus besiegten alle Schwierigkeiten. Die Mitteilungen kamen in den vier Jahren der Söderblomschen Leitung regelmäßig heraus. Dankschreiben, Bibelsprüche und fromme Wünsche strömten auf den jungen Redakteur herab.

Diese Aufgabe als Herausgeber der „Mitteilungen“ gab Söderblom Gelegenheit, eine andere Seite seiner Begabung zu zeigen, die finanzielle. Es klingt uns heute wie eine Sage, daß es ihm gelungen ist, die sämtlichen Ausgaben des ersten Arbeitsjahres einschließlich Druck- und Versandkosten für drei Hefte von insgesamt über zweihundert Seiten Umfang aus den Bezieherbeiträgen zu decken. Er wird mit besonders gutem Gewissen den Hundertkronenschein eingesteckt haben, den ihm die Vereinigung als Belohnung zuerkannte.

Im ersten Jahrgang der Mitteilungen finden wir auch das früheste Zeugnis für seine schriftstellerische Tätigkeit. Es ist ein in der Gesellschaft gehaltener Vortrag mit dem Titel „Schwedens erster christlicher Lehrer“ und handelt von Ansgar. Mit Spannung blättert man im ersten Werk dieses gewaltigen Schaffens, das so manche Meisterleistung enthält, in dem sich auch unter weniger bedeutenden Veröffentlichungen kaum irgendwelche Seiten finden, aus denen nicht eine Eingebung hervorblitzt, und wo auch der sprödeste Stoff den Stempel der frischen Ursprünglichkeit des Söderblomschen Stils trägt.

In diesem bescheidenen Aufsatz sucht man indessen seine persönliche Eigenart noch vergebens. Der Zweiundzwanzigjährige hat sich selbst noch nicht gefunden, oder, richtiger gesagt, hat noch nicht gewagt, er selbst zu sein. Denn daß er schon einen persönlichen Stil schreiben

konnte, bezeugen seine Tagebuchaufzeichnungen und Briefe aus dieser Zeit. Die Jahre zwischen 1890 und 1893 waren offenbar von entscheidender Bedeutung für seine Entwickelung. Seine Reisen und die führende Stellung, die er in der Studentenvereinigung einnahm, stärkten sein Selbstvertrauen, und wichtige innere Entscheidungen brachten seine Persönlichkeit zum Reifen. In dem Lutherbuch von 1893 finden wir zum ersten Male Nathan Söderbloms unverkennbaren persönlichen Stil. In der berühmten Skokloster-Rede vier Jahre später ist er zu völliger Meisterschaft ausgebildet.

Eine einzige Stelle in der frühesten Arbeit über Ansgar offenbart seine Eigenart. Am Schlusse einer herkömmlichen Würdigung des frommen Missionars fragt Söderblom plötzlich: „War Ansgar ein großer Mann?“ Sittliche Größe kann ihm freilich nicht abgesprochen werden, die sich in seinem frommen, reinen, gottergebenen Leben offenbart. Aber besaß er die Ursprünglichkeit, die Weite des Denkens, die Folgerichtigkeit ausführenden Handelns, die einen großen Geist kennzeichnet? Besaß er Genialität? War er nicht vielmehr trotz all seiner Frömmigkeit eine Persönlichkeit mittleren Maßes? Die Antwortet lautet, daß demjenigen, der sich mit einem so großen Gedanken trug wie der Christianisierung des Nordens, und diesen Gedanken so entschlossen und mit so klarem Blicke durchführt, „der Platz unter den Größten der Kirche nicht abgesprochen werden kann“. Nicht die Antwort ist das Bezeichnende für Söderblom, sondern die Fragestellung.

Für die damalige Auffassung, die den mittelalterlichen Asketen und Visionär ohne weiteres als einen pietistischen Musterchristen schildert, ist die Frage, wie weit

der fromme Mann auch ein Genie war, vollkommen nebensächlich oder geradezu anstoßerregend. Aber für Söderblom ist die Frage bezeichnend. Es ist kein Zufall, daß sein theologisches Denken in die Lehre von der Gottesoffenbarung durch die schöpferische Persönlichkeit ausmündet. Er fühlte sich sein ganzes Leben lang zu den ungewöhnlichen, den genial ausgestatteten Geistern hingezogen, mochte ihre Begabung einem besonderen Gebiete gelten, oder mochte der geniale Geist ein eckiges und schwer verständliches Wesen an sich tragen und einer Lebensrichtung und Bestrebungen huldigen, die seiner eigenen Natur entgegengesetzt waren. Er hatte eine Schwäche für alles, was Eigenart besaß, eine besonders hervortretende Begabung und besondere Kenntnisse. Er verzieh Menschen alles, nur nicht Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit. Aber mit den großen Geistern hielt er es, auch wenn sie ins Abwegige, nach weltlich-praktischen Gesichtspunkten Nutzlose und Unverwendbare verfielen.

Am 15. Oktober 1889 wurde Söderblom im Auftrage von Karl Fries von einem Mittelsmann in seiner Wohnung aufgesucht. Nachdem der Abgesandte, der Karl Lago Wernstedt hieß, einige Fragen wegen der „Mitteilungen“ besprochen hatte, bat er Söderblom in geheimnisvollem Ton, die Türe zu schließen. Er hätte ihm einen ganz tollen Vorschlag zu unterbreiten. Wolle Söderblom im nächsten Sommer als Vertreter der schwedischen Studenten zu der Konferenz nach Northfield in Amerika fahren? Die Göttin der Geschichte sah in diesem Augenblick forschenden Auges in das einfache Studentenzimmer hinein. Der Vorschlag erregte Begeisterung und Bedenken. So vieles sehen zu dürfen, so vieles zu lernen, eine neue

Welt kennen zu lernen! Auf der anderen Seite — wie sollte es mit dem Studium werden? Und wie sollte er die Studenten Schwedens würdig vertreten? Die Antwort wurde jedoch mehr als ein halbes Ja: „Möge Gott in allem Seinen heiligen gesegneten Willen mit uns geschehen lassen!“

Die amerikanische Studentenerweckung hatte den Drang zur Welteroberung. Eine ihrer wichtigsten Persönlichkeiten, John Mott, wurde von Söderblom „der Napoleon der Studentenbewegung“ genannt. Mit ihren Plänen umspannte sie den ganzen Planeten. Die Geistesrichtung, der die Erde zu klein ist, erhielt schon bei dem ersten allgemeinen Religionstreffen in Chicago ihre besondere Prägung. Die Studenten Amerikas, Europas und des Ostens sollten sich zu einem Kreuzzug der gebildeten Jugend der Welt zusammenschließen. Der Ausschuß für die Vorbereitung der christlichen Studentenkonferenz, die im Juni 1890 auf Moodys Sommersitz in Northfield abgehalten werden sollte, lud einige europäische Studenten ein und stellte ihnen Reisestipendien zur Verfügung. Karl Fries hatte sofort Nathan Söderblom als Vertreter Schwedens vorgeschlagen. Soweit wir sehen können, hatte diese Reise Bedeutung für sein ganzes Leben. Der große Ökumene erlebte seine erste Erweckung.

Er hat diese Reise in einem noch erhaltenen ungedruckten Tagebuch geschildert, einem persönlichen Bericht von ungewöhnlichem Reiz. Hier ist er ganz er selbst und wirklich unwiderstehlich, mit seinem strahlenden Reisehumor, der rührend naiven Frische seines Blicks und der Dankbarkeit, mit der er die kleinen Erlebnisse und Abenteuer der Reise aufnimmt. Es ist nicht immer sicher, daß hinter zur Schau getragener vornehmer

Gleichgültigkeit müde Blasiertheit liegt — die kritische Miene ist für manchen eine notwendige Selbstverteidigung, die schützende Schale für eine Empfindlichkeit oder Weichheit, die sich nicht zu weit vorwagt. Das mag sein wie es will, Söderblom gehörte sein ganzes Leben lang zu den Glücklichen und Starken, die den Mut haben, sich ganz und ohne Vorbehalt der Bewunderung und Begeisterung hinzugeben, und die auch nichts von der Angst kleiner und geiziger Naturen wissen, beeindruckt zu erscheinen.

Das Reisetagebuch ist vor allem nach zwei Seiten hin bemerkenswert. Es zeugt von einer Fähigkeit, zu sehen, das Konkrete zu erfassen, das Bezeichnende und Wesentliche einzufangen, also von einem Wirklichkeitssinn, der mit dem Besten in schwedischer Literatur und Naturwissenschaft verwandt ist. Man hatte damals noch nicht entdeckt, daß der große Naturforscher Linné einer unserer allerbedeutendsten Stilisten war. Und doch wird man tatsächlich oft, — und dies ist das zweite Bemerkenswerte in Söderbloms Tagebuch, — an den jungen Linné erinnert, der an einem Maimorgen hinausritt, um Schweden zu entdecken.

Genau wie Linné gibt auch Söderblom niemals eine allgemeine Landschaftsschilderung, die bei jedem Wetter und in jeder Jahreszeit stimmen würde. Er gibt, was er sieht, das Bild selbst mit den eben trocken gewordenen Farben. Diese Fähigkeit, zu sehen, verleiht seiner Sprache die frische Anschaulichkeit, die auch das Derbe nicht ganz scheut, jenen Realismus, der oft mitten in ernsten und sogar gelehrten Zusammenhängen ein befreiendes Lächeln hervorlockt. Dabei kann er in seinem Eifer, all den lebendigen Stoff, der sich ihm aufdrängt,

in einen begrenzten Raum zu pressen, als Stilist manchmal umständlich, hie und da sogar unklar werden, aber niemals langweilig.

Ein anderer Zug ist sein Interesse für Menschen. Dies ist ohne Zweifel höchst unschwedisch. Die Zugänglichkeit und sein offenes Gemüt sind wohl ein Erbteil seiner dänischen Abstammung. Er ist niemals wie der schwedische Durchschnittsreisende durchs Leben gefahren, hochnäsig, beleidigt und beinahe feindselig in der Ecke seines Abteils. Er hat seine Mitreisenden nicht nur angeschaut, er fängt Gespräche mit ihnen an und macht Bekanntschaften. Eine lange und abwechslungsreiche Reihe von Menschenbildern begegnet uns auf den Blättern des Tagebuches. Es fängt schon in Schweden an: „Einen Freund fand ich in dem armen Hilfsgeistlichen, der nach Vireda gewählt worden war; er will nächste Woche zur Audienz beim König. Gott gebe ihm etwas mehr zum Leben.“ Da ist der Schneider in Hamburg an der Ecke des Fischmarktes, bei dem er ein Paar helle Hosen für fünf Mark erhandelt: „Wir wurden gleich im ersten Augenblick gute Freunde“ — man wundert sich nicht darüber. Da ist der über das ganze Gesicht strahlende katholische Geistliche, der mit ihm Lateinisch zu sprechen versucht, der Österreicher, der immer „dunkle Ahnungen“ hat, wenn die See etwas hoch geht, der „galizische Junge mit der grünen Mütze“, der Jude mit dem Gebetbuch und viele andere.

Er ist flink und freimütig und wird von keiner ängstlichen Schüchternheit geplagt. In Hamburg liest er an einer Türe: „Elementarschule.“ Im Augenblick steht er auch schon in einer deutschen Kleinkinderschule und einem Kindergarten und macht gründliche Bekanntschaft mit

den Kleinen und ihren Lehrerinnen. Er ist unternehmungslustig und gründlich, aber kein Sklave des Reiseprogramms. Plötzliche Eingebung lenkt seine Schritte und beschert ihm neue Entdeckungen. Einmal kommt ihm seine Kühnheit beinahe teuer zu stehen. In Le Havre geht er mit einem Notizbuch in der Hand umher und fragt einige spielende Jungen in gebrochenem Französisch nach der Festung aus. Ehe er denkt, ist er auch schon als deutscher Spion verhaftet! Er wird langen Verhören unterzogen und wäre beinahe zum Dampfer zu spät gekommen. Die Freude an diesem Abenteuer ist unbeschreiblich.

Er nützt jede Minute aus und empfindet einen Genuß dabei, ständig beschäftigt zu sein. In jedem Augenblick, den er nicht zum Sehen und zur Unterhaltung verwendet, zieht er den Bleistift und das Notizbuch heraus. „Das über Hamburg eben, das schrieb ich in der Kirche. Das über die Kirche schreibe ich, während ich auf dem Hinterdeck eines kleinen Motorboots sitze, das mich für zehn Pfennige vom Kuhmühlenteich über die Außenalster zur Binnenalster und zum Jungfernstieg führt. Die Fahrgäste bewundern offenbar meinen Fleiß, nicht ohne Grund. Die Außenalster ist so groß wie der Hafen von Stockholm zwischen Djurgården und Söder, aber rings herum eingerahmt von der Stadt und von Villen und Gärten. Jungfernstieg und Alsterdamm sind ihrer ganzen Länge nach mit Asphalt gepflastert. Aber hu, welche Göttinnen des Lasters in der Niederen Straße: die eine, große, die neben einem kleinen Kerl ging und ihn mitten auf der Straße küßte".

Die Unermeßlichkeit und die Farbenpracht des Meeres nehmen ihn ganz gefangen. „Es ist der 7. Juni. Ein

prachtvoller Sonnenuntergang. Der gewaltige Dom über uns ist völlig wolkenlos. Ein tief blaugrauer, beinahe violetter Farbenton beherrscht das Ganze, nur am westlichen Horizont wird er unterbrochen. Die untergehende Sonne hat einen Strahlenstreifen in allen Farben des Spektrums hinterlassen. Ich habe etwas Ähnliches auf einem Bilde von Kroyer gesehen, das die Wüste darstellte. Aber die Wirklichkeit kann sich niemand vorstellen, der sie nicht selbst gesehen hat. Im untersten Gesichtsfeld ist es gelb, gelbrot wie ferner Wüstensand. Und zwischen diesem rötlichen Horizont und dem violetten Dunkel des Gewölbes breitet sich jetzt eine prachtvolle Farbenskala aus. Am fernen Horizont hängt noch eine Wolke. Sie gleicht einem bläulichen, langsam verdämmernden Lande mit hohen Küsten, geschmückt mit Städten, Burgen und Türmen. Es wirkt geradezu gespenstisch, wenn man das Auge auf jener Fläche des Meeres ruhen läßt, wo die Wolkenbank ins Meer übergeht. Und Venus strahlt dort oben, ziemlich hoch, in einem schimmernden Felde von Blau und Gelb. Ein dienstbarer Geist des Schöpfers nach dem andern blinkt aus dem violetten Hintergrunde hervor und schaut auf das Meer herab, das in rastlosem Eifer kämpft und stöhnt. Sie sehen aber auch auf das Meer streitender Wogen herab, das sich im Gewimmel des Menschenlebens und in unseren pochenden Herzen bewegt. Mögen sie den Lieben im Norden einen Gruß nach Hause senden von ihrem Sohn und Bruder und Freund in der Ferne, der hier auf dem Achterdeck der 'Rugia' in stillem Genuß versunken ist und in dem herrlichen Tempel betet, der sich hoch über seinem Haupte wölbt. Groß ist er und unermeßlich. Aber größer ist ER, der dies alles geschaffen hat und sein Herr ist. Und

doch dürfen wir zu ihm wie zu einem Vater kommen, der stets gleich gütig, der uns stets nahe ist. Dank, guter Vater, für alles, Dank für Deine höchste Gabe, Deinen Sohn, unsern Heiland, und das ewige Leben durch Ihn.

Sonntag. Ich las Joh. 1—3, Jes. 52—55. Spielte Choräle und las Luthers kleine feine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Mittags gab es Ananas. Fliegende Fische."

Nach seiner Ankunft in Amerika war Söderblom eine Zeit lang Gast in einer Pfarrerfamilie bei New Haven. Es gefällt ihm großartig. „Du solltest", schreibt er an seinen Freund Herman, „einen Tag in dieser Gegend weilen (Massachusetts und Connecticut sind jetzt die vornehmsten Staaten in der Union), und den allgemeinen Wohlstand sehen, der hier herrscht, in einer Gegend, die paradiesisch schön genannt werden kann mit ihrer reichen Vegetation, ihren schmucken weißen Häusern und ihrer sauberen, behaglich lebenden Bevölkerung. Herr Reynolds ist Pfarrer der Kongregationalisten, ein alter, liebenswürdiger, sanfter Mann. Die Familie besteht aus ihm und seiner Frau, aus dem Sohn James, der jetzt in Europa ist, und einer Tochter, die gegenwärtig in Iowa tätig ist. Alle sind wirklich gebildete Menschen. Die Tochter spricht mehrere Sprachen fließend; alle haben eine oder mehrere Reisen in Europa gemacht, die Kinder der Erziehung wegen. Die Schwester der Hausfrau, Frau Campbell, ist mit einem der bedeutendsten Zeitungsmänner Amerikas verheiratet; sie ist achtmal in Europa gewesen, besitzt eine Bildung, die ich nicht ahnen konnte, geschweige denn früher bei einer Frau angetroffen habe. Sie ist auf allen Gebieten zu

Hause, ist klug und lebhaft, voller Teilnahme für alles, mit einem Wort, eine überlegene Erscheinung; ich könnte keinen besseren Lehrer für englische Sprache und für amerikanische Lebensverhältnisse bekommen. Dieser Pfarrer hält sich zwei elegante Pferde nur zu seinem Vergnügen. Wenn ein Tischler hier morgens zur Arbeit muß, fährt er mit eigenem Pferd. Ich bin mehreren flotten jungen Leuten vorgestellt worden, d. h. Männern der Zukunft an der Universität Yale, deren Bekanntschaft mir eine Erinnerung und eine Bereicherung fürs Leben sein wird. — Amerika ist ein großartiges Land, es ist das Land der Zukunft, denn dort gibt es Arbeit und Intelligenz."

Am ersten Juli hat er das Ziel seiner Reise erreicht und schreibt von Northfield aus an seinen Freund Palmgren: „Dies ist hier ein herrlicher Ort. Herr Ober, einer der Leiter des Jung-Akademiker-Bundes, erklärte eines Tages, daß er der schönste in New-England sei, und das will etwas heißen. Northfield ist ein Dorf, das durch Moodys Persönlichkeit und Unternehmungsgeist den Ruf erlangt hat, den es jetzt besitzt. Man hat hier eine höhere Mädchenschule gegründet, und in ihren behaglich eingerichteten Räumen finden unsere Zusammenkünfte statt, wenn nicht der 'runde Hügel' mit seiner herrlichen Aussicht als Versammlungsstätte dient. Der Connecticut-Fluß schlängelt sich durch ein schmales, abschüssiges Tal, das von Höhen umsäumt ist, die durch ihre sanften Linien, ihr üppiges Laub und durch die Rasenflächen, die zwischen den Bäumen hervorschauen, der Landschaft einen friedlichen und idyllischen Stempel aufdrücken. Geradewegs nach Norden zu folgt das Auge den Krümmungen des Tales, bis es an dem bläu-

lichen Rande des fernen Gebirges ausruht. Die weißen Häuser passen wirklich gut in die Landschaft. Von dem freien Platz vor dem Hotel, in dem meine Freunde wohnen, hat man an mondhellen Abenden eine Aussicht, die mein ganzes Leben lang mir in Erinnerung bleiben wird."

Tiefen und unvergeßlichen Eindruck hatte die junge amerikanische Studentenbewegung auf ihn gemacht. „Unsere amerikanischen Brüder haben in dieser Bewegung der ganzen Welt ein Schauspiel christlichen Glaubens und christlichen Mutes gezeigt, das zum Schönsten und Lichtesten gehört, das die Mitwelt aufzuweisen hat." Eine Bewegung bedeutet für Söderblom stets zunächst Menschen, nicht Ideen. „Diese jungen Vertreter der Studentenbewegung in Amerika, der tief ernste Mott, der liebenswürdige Wilder, der Sprecher Speer, der glühende Cossmann, — sie werden stets zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend zählen." Bereits auf der Überfahrt hatte er die Bekanntschaft eines jungen französischen Studenten, Wilfred Monod, gemacht, der später einer seiner wichtigsten Mitarbeiter innerhalb der Arbeit der ökumenischen Bewegung wurde.

Der kühne Optimismus der amerikanischen Freunde sagte Söderbloms jungem Gemüte zu. Er lernte hier, die Mission mit anderen Augen zu sehen, „als einen Kampf mit Aussicht auf Sieg, nicht als ein dem Untergang geweihtes Unternehmen". Aber das Beste schien ihm, daß die Universitäten, die gebildeten Kreise und die Intelligenz des Landes eine andere Haltung zu der Missionsfrage, dieser seiner Herzenssache, einnehmen, als er es von Schweden her gewöhnt war. „Die amerikanischen Universitäten nehmen bei der Anordnung von

Vorlesungen besondere Rücksicht auf diejenigen Studenten, die an den Missionsberuf denken. Es wird nicht als erstaunliche Ausnahme betrachtet, daß sich ein begabter und vielversprechender Akademiker darauf vorbereitet, Missionar zu werden. Ich hatte während meines Aufenthalts in Amerika die Freude, mit mehr als einem jungen Missionskandidaten zusammenzutreffen, der in seiner Jahresklasse der wissenschaftlich Beste war."

Er lernt amerikanisches Universitätsleben kennen, sieht einem Baseballspiel zwischen Yale und Harvard zu, von dem er eine glänzende Beschreibung gibt, und lauscht den Proben politischer Beredsamkeit, mit denen die Studenten nach bestandenem Schlußexamen vor einer glänzenden Zuhörerschaft ihre erworbene Gelehrsamkeit und Redegewandtheit unter Beweis stellen. Mehrere Professoren von Yale erweisen ihm große Freundlichkeit. „Ich erinnere mich nicht", heißt es in einem Brief, „ob ich Dir von der einstündigen Unterredung mit dem Dekan der Universität erzählte, dem Dompropst Professor Day. Er ist über die schwedischen Verhältnisse gut unterrichtet, will schwedische Studenten hierher holen. Er ist wiederholt in mich gedrungen, daß ich mich nach Abschluß meines Studiums hier dem Studium der amerikanischen Theologie widmen soll. Ich bekäme Unterstützung aus Stipendienmitteln, und nachher will er dafür sorgen, daß dies „a splendid thing for you" werden soll. Ich werde mich hüten!"

Er war voll Abenteuerlust und voll hoch geschraubter Erwartungen auf seine lange Reise gegangen. Die Wirklichkeit war keine Enttäuschung. Was er gesehen und erlebt hatte, hinterließ tiefe Spuren in seiner Entwick-

lung. Das Zusammensein mit Gleichgesinnten bewirkt stets Erinunterung und Lebenssteigerung. Aber die wekkende Kraft einer fremden Persönlichkeit wirkt um so stärker, je mehr der inneren Zusammengehörigkeit eine Verschiedenheit des Wesens und der Eigenart entspricht. Freundliche charakterlose Zustimmung Gleichgültiger ist nicht vergleichbar der erlebten inneren Übereinstimmung mit Menschen, deren geistige Selbständigkeit wir achten müssen. Deshalb kann ein internationales Treffen ein so unvergleichliches Erlebnis werden. Durch verschiedene Zungen spricht der Geist mit der Kraft der Pfingsterweckung.

In der Zeit, als Söderblom bei der Familie Reynolds wohnte, hörte er sich einmal die Verhandlungen bei einer Tagung an, wo man die Frage der religiösen Zersplitterung und ihre Rückwirkung auf die Presse erörterte. „Besonders einer der Redner betonte stark, daß allen Sektengesichtspunkten gegenüber die religiöse Presse an der Einheit des Reiches Gottes festhalten müsse. Wir haben nicht zuerst an die kongregationale oder episkopale Kirche zu denken, sondern an die katholische, an die allgemeine christliche Kirche."

Diese Worte ergriffen das Herz des jungen Studenten. Als er abends seine Eindrücke sammelte, schrieb er in sein Tagebuch ein Gebet: „Herr, gib mir Demut und Weisheit, der großen Sache der freien Einheit Deiner Kirche zu dienen."

Daß der ökumenische Gedanke bei Söderblom ein Kind der übernationalen Ideen sowohl des Christlichen Vereins Junger Männer als auch der amerikanischen Studentenbewegung ist, kann nicht bestritten werden. Das geht deutlich aus der Schilderung hervor, die er im dar-

auffolgenden Jahre von der Weltkonferenz des Christlichen Vereins Junger Männer in Amsterdam gab, an der er als Abgesandter der Missionsvereinigung Upsala teilnahm.

Die Konferenz vereinigte fünfzehnhundert Abgesandte aus der ganzen Welt, darunter neunundzwanzig Schweden. In diesem bunten Bilde, in dem Sprachenwirrwarr und dem scheinbaren Durcheinander ist Söderblom jetzt wie auch später so recht in seinem Element. „Welch herrliches Erlebnis, daß das Christentum uns über alle Nationen hinweg eint. Unsere sprachkundigen holländischen Wirte bieten ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um alle fremde Zungen sprechenden Gäste nach Möglichkeit zu verstehen. Alle die fremden Sprachlaute, die hier an das Ohr dringen, versinken jedoch schließlich in dem weit überwiegenden Gebrauch der holländischen Muttersprache der Überzahl der Tagungsteilnehmer."

Am Abend des ersten Konferenztages traf man sich in der Amsterdamer 'Westkerk'. Ein holländischer Professor sprach in seiner Muttersprache. Söderblom, wie die meisten Fremden, versteht nichts von dem, was er sagt, aber in einem Zwiegespräch mit der eigenen Seele übersetzt er seine Worte und läßt sie das ausdrücken, was sein Herz erfüllt: „Hier waren wir versammelt aus beinahe allen Ländern der Welt, jeder mit seiner Eigenart. Aber die Unterschiede brauchen uns nicht zu trennen, nein, sie tragen nur dazu bei, das Ganze reicher und stärker zu machen. Hier sind die Amerikaner mit ihrem schnellen, jugendfrischen, unverdrossenen 'go ahead', vorwärts! Hier sind die Engländer mit ihrem verläßlichen 'all right', hier sind die Deutschen, die Landsleute Luthers, mit ihrer Innerlichkeit und ihrer Tiefe, und es

findet Widerhall in jedem Herzen, wenn ihr fester Glaube uns Luthers Wort zuruft: Das Reich muß uns doch bleiben! Ja, es soll die Bruderliebe werden und wachsen.“
Aus solchen Gedanken und Gefühlen heraus erwuchs schließlich die Konferenz des Jahres 1925 in Stockholm.
Die Angabe, daß Söderblom zur Zeit seines Abiturientenexamens noch nicht entschlossen war, Theologie zu studieren, obwohl ihn sein Vater eifrig nach dieser Richtung hin zu beeinflussen suchte, dürfte nicht zutreffend sein. Sein engster Freund und Kamerad aus der Schulzeit versichert, daß Nathan niemals einen anderen Zukunftsgedanken gehabt habe, als den, Pfarrer zu werden. Aber sein Lehrer Rektor Sidwall riet ihm, zuerst das Kandidatenexamen der Philosophie abzulegen.
Als er im September 1886 Kandidat der Philosophie wurde, begann er seine Studien zur Vorbereitung auf das Kandidatenexamen der Theologie, das damals das höchste Examen innerhalb der theologischen Fakultät darstellte. Das Licentiatenexamen der Theologie wurde nach den damals geltenden Vorschriften als eine ganz absonderliche Gelehrsamkeitsprüfung angesehen.
In der damaligen theologischen Fakultät von Upsala war allerhand Tüchtigkeit und Begabung vertreten. O. F. Myrberg, Martin Johansson und Rudin waren bedeutende und begabte Persönlichkeiten, jeder in seiner Art. Und doch, bei aller Ehrerbietung, die er für seine Lehrer hegte, mußte Söderblom erklären, daß er für die Lösung der Probleme, die für die geistig Wachen unter den Jungen wirklich brennend geworden waren, diejenigen Probleme, die der Theologie von der historisch-kritischen Forschung gestellt wurden, keine Hilfe bei ihnen gefunden hat. „Ihre Resultate waren ganz einfach unbe-

kannt. In der Theologie herrschte ein massiver Buchstabenglaube; die Bibel war das Orakelbuch, dessen Worte als buchstäbliche Wahrheit galten."

Nun haben zwar die Jungen, bei denen die neuen Gedanken der Zeit schlummern und keimen und wachsen, stets und in jeder Generation das Gefühl gehabt, daß es darauf ankäme, sich einsam seinen Weg zu bahnen ohne jede andere Hilfe als die Macht jener Eingebung, die als Gabe der Götter von oben kommt. Es scheint fast, als ob die Unfähigkeit, einzusehen, was man dem Erbteil der Vorgänger verdankt, notwendig ist, um den jungen Umstürzlern das nötige Selbstvertrauen zu geben. Aber in diesem Fall war das Urteil Söderbloms berechtigt.

Als Lehrer scheint Söderblom den Kirchenhistoriker Sundelin am meisten geschätzt zu haben. Von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit sagte er, daß Sundelin der einzige seiner Lehrer war, für dessen Vorlesungen er wirklich sachliches Interesse hatte. Er las im Wintersemester 1889 über die ökumenischen Kirchenkonzile, und dabei bekam man wirklich eine Ahnung von Quellen und historischer Methode, etwas, was nach Wissenschaft schmeckte. Die Sympathie zwischen Lehrer und Schüler scheint gegenseitig gewesen zu sein; Sundelin wünschte sich den jungen Söderblom als Dozenten in seinem Fach. Die Kirchengeschichte, besonders die Dogmengeschichte, stand lange im Vordergrund seiner wissenschaftlichen Interessen, und erst im Wintersemester 1892 scheint er sich endgültig für die allgemeine Religionsgeschichte entschieden zu haben.

Man fragt sich unwillkürlich, ob Söderblom, als er das Urteil über Sundelin fällte, als den einzigen seiner Lehrer, der ein wirklich wissenschaftliches Interesse gezeigt habe,

sich dessen erinnerte, daß Johan August Ekman, der spätere Erzbischof und unmittelbare Amtsvorgänger Söderbloms, im Jahre 1887 gerade in dem Fach Professor in Upsala geworden war, das später das Sondergebiet Söderbloms werden sollte? Ekman war Söderbloms erster Lehrer in Religionsgeschichte. Er hatte in seiner großen Arbeit, „Das naturalistische Heidentum", das erste umfassende Werk über allgemeine Religionsgeschichte in schwedischer Sprache geliefert.

Es ist indessen klar, daß Nathan Söderblom aus Ekmans Arbeit nicht viel lernen konnte. Das Dogma von der Offenbarung und vom Sündenfall, vom Heidentum als selbstverschuldeter Unwissenheit und Verblendung hat nie auch nur einen Augenblick lang in seinem religionsgeschichtlichen Blickfeld Platz gehabt. Er war vom ersten Augenblick an entwicklungsgeschichtlich eingestellt.

So mußte sich die junge Generation schwedischer Theologen, zu der Nathan Söderblom gehörte, in der Hauptsache auf eigene Faust ihren Weg bahnen durch das Dickicht der Probleme, die der Theologie von der historischen Forschung gestellt wurden. Die Revolution, die während dieser Jahrzehnte in der historischen Forschung vor sich ging, ist zweifellos die wichtigste Umwälzung, die sich seit der Reformation innerhalb der protestantischen Christenheit vollzogen hat. Die Folgerungen aus dieser Umwälzung der Denkweise für Unterricht, Verkündigung und Kultus sind noch nicht gezogen worden und können vielleicht noch nicht einmal völlig überblickt werden, aber der entscheidende Durchbruch ist erfolgt, und diese Tatsache darf dadurch nicht verdunkelt werden, daß man eine neue Reformation herbeiführt, die

sich gegen eine im Grunde genommen bereits überwundene Denkweise richtet.

Von verschiedenen Standpunkten außerhalb des Christentums her hat man seit Celsus und Porphyrius bis in unsere Tage immer wieder auf Überprüfung, Verkürzung, Umbildung oder Abschaffung des Christentums gedrungen, und das wird weitergehen, so lange das Christentum besteht. Dabei gibt es mancherlei Forderungen. Der eine möchte sich vielleicht damit begnügen, den zweiten Glaubensartikel abzuschaffen, der andere will alle drei Artikel streichen, und was er Christentum nennt, ist nur eine ideale Humanität, ein gemeinsames Streben innerhalb dieser unserer Welt ohne jeden Anschluß an ein Ewiges und an ein Droben. Wenn es jemand für möglich hält, alle diese Standpunkte und Bestrebungen unter einen Hut zu bringen, so soll es ihm gerne vergönnt sein, diesen Versuch zu wagen.

Dies bedeutet durchaus keine Verkennung der ursprünglichen Absicht einer solchen Reformbestrebung oder eine Unterschätzung ihrer Bedeutung für das Kulturleben als Ganzes; nur darf man nicht vergessen, daß es eine ganz andere Sache ist, wenn innerhalb des Christentums bei klarem Festhalten an dem, was, historisch gesehen, alle Zeiten hindurch das Wesentliche des Christentums gewesen ist, nämlich der Glaube an Christus als den Herrn, eine durchgreifende Veränderung der Denkweise erfolgt.

Wie diese Veränderung in der Theologie der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts außerhalb Schwedens vorbereitet und verwirklicht worden ist, darüber zu sprechen ist hier nicht der Ort. In Schweden selbst ist sie

von Nathan Söderblom und Sam Fries durchgeführt worden, von ihren Freunden und ihren Zeitgenossen, aber vor allem durch Söderblom und seinen überwältigenden persönlichen Einfluß. Er ist der wirkliche Reformator und Neuschöpfer der schwedischen Theologie und damit der schwedischen Christenheit. Andere haben an seiner Seite gestanden, haben die gleichen Gedanken gedacht und ihren Anteil an dem Kampfe genommen. Aber er ist der Hervorragendste, der Vielseitigste, er ist derjenige, der am meisten in die Breite und in die Tiefe gewirkt hat. Und vor allem geht aus seinem Werke klar hervor, daß es sich hier nicht nur um eine theoretische Vereinfachung, eine Erleichterung für den vom Dogma bedrückten Gedanken handelt, sondern um eine wirkliche Befreiung.

Diese Reformation bedeutet zweierlei: Zum ersten eine folgerichtig durchgeführte, rein geschichtliche Auffassung von dem Entstehen und Werden des Christentums, seines Stifters und seiner heiligen Urkunden, unter Ausschluß alles Übernatürlichen, soweit man darunter Begebnisse oder Eingriffe von prinzipiell anderer Natur versteht als die, aus denen sonst das Gewebe des Menschenlebens oder der Geschichte besteht. Zum zweiten: von Seiten der Religion oder der religiösen Autorität darf dem freien Gedanken und der freien Forschung kein Hindernis bereitet werden. Der Gedanke soll von keinem anderen Hindernis wissen als von dem, dem er selbst während seines Suchens begegnet und das er anzuerkennen gezwungen ist. Um der Reinheit und Sicherheit des Glaubens willen ist es notwendig, daß das Recht des forschenden Gedankens vollkommen und ohne Abstrich anerkannt wird.

Das also war die Revolution der Denkweise, die Söderblom durchlebte und durchkämpfte. Denn ohne einen schweren inneren Kampf wurde diese Klarheit nicht gewonnen.

Die Krise begann während seines Studiums des Alten Testaments im Jahre 1888. Die erste Bekanntschaft mit den neuen Ideen, den Leitgedanken der historischen Bibelkritik, machte er durch seinen Freund Ludvig Bergström von der Missionsvereinigung der Studenten, der von einer Studienreise aus Deutschland zurückkehrte, wo er für diese Kritik gewonnen worden war, und der von dort ein Buch mitbrachte, das Nathan Söderblom die Augen öffnete. Es waren Wellhausens „Prolegomena", ein damals, im Jahre 1888, in Upsala unbekanntes Buch, obwohl es schon 1878 erschienen war. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Söderblom diese 'gefährlichen Ansichten' durch einen Freund vermittelt wurden, zu dessen tiefer, aufrichtiger Frömmigkeit er unbegrenztes Vertrauen hegte.

In Nathans Tagebuch aus dieser Zeit, das die Qual seiner Seele in der Einsamkeit des Pfarrhofs von Norrala schildert, steht einmal der Ausruf: „Ach, Ludvig Bergström, wenn Du hier wärest!" Er wußte, daß der Freund einen Weg gefunden hatte, der aus der Zweifelsqual herausführte. Für sich selbst sah er keinen.

Er kam oft auf diesen Kampf zurück, den er während dieser angsterfüllten Wochen durchmachen mußte, da gleichzeitig mit der äußeren Autorität der Bibel auch der Glaube seiner Kindheit zusammenzustürzen drohte. Und er fand es stets merkwürdig, daß wir Jüngeren nie eine ähnliche Krise erlebt hatten. Für uns war die histo-

risch-kritische Auffassung ein selbstverständlicher Standpunkt.

Söderbloms Freund und Kampfgenosse Sam Fries hatte gleichzeitig durch seine Bekanntschaft mit dem Professor für semitische Sprachen, Herman Almkvist, von den neuen Gedankengängen erfahren. Almkvist war ein echter Empörer, aber er besaß auch eine wirkliche Leidenschaft für die Erforschung der Wahrheit. Für religiöse Fragen fehlten ihm jedoch Interesse und Verständnis. Sam Fries indessen hatte, wie er selbst berichtet, bereits während seiner Schulzeit ein Lehrer vorsichtig die Augen für die historische Betrachtung der Bibel geöffnet. Doch auch ihm hat die heftige Glaubenskrise viele Qualen bereitet. An dem um einige Jahre jüngeren Fries hatte Söderblom keine Hilfe. Er kämpfte seinen Kampf allein.

Es wurde eine schwere Zeit. Er fragte sich, ob er weiterhin Theologe bleiben, ja, ob er überhaupt Christ sein konnte. Er war ja von Kindheit an darauf eingestellt, die Unfehlbarkeit der Bibel als den einzigen Grund des Glaubens zu betrachten. War die Bibel ein menschliches Buch, voll von Widersprüchen, unrichtigen historischen Angaben, an einzelnen Punkten vielleicht von religiöser und moralischer Primitivität? Wohin sollte man sich wenden? Was wagte man länger zu glauben?

Es war ein zweifacher Konflikt, ein religiöser und ein wissenschaftlicher. Die gedanklichen Zweifel, die Ungewißheit und Grübelei führten zu innerer Unrast, zu Selbstanklagen, zu einem Gefühl geistiger Armut. In der Geschichte religiöser Bekehrungen gibt es, wenn auch selten, Beispiele von Krisen, in denen die Not und die Schwere des Denkens den geistigen Durchbruch hervor-

riefen. Gewissensnot, das Gefühl sittlicher Ohnmacht, Sünde und Schuld, Geistlosigkeit und Gleichgültigkeit sind sonst oft der Hintergrund der Bekehrung.
Söderblom hat dieses große, entscheidende Erlebnis einige Male geschildert. Einmal sprach er offen und unter Tränen davon. Das war damals, als er in der Kirche seines Vaters Kirchenrevision abhielt. In zwei akademischen Predigten, 1899 und 1905, hat er dieses Erlebnis so vorsichtig und zurückhaltend dargestellt, daß die Hörer kaum ahnten, daß sie einem Selbstbekenntnis zuhörten. Er bezeichnet den Konflikt als religiös und wissenschaftlich. „Der Zweifel der Seele wurde durch die unvollkommenen theologischen Formulierungen verstärkt, die, wenn sie unrettbar zusammenstürzten, das bißchen Glauben und Sicherheit mit sich zu reißen drohten, das noch in der Seele vorhanden war. Für den, der das erlebt hat, kann die theologische Frage niemals nebensächlich oder gleichgültig bleiben, die Frage nach einer rechten Lehre, einer recht verstandenen Orthodoxie, im Gegensatz zu den unrichtigen überkommenen Lehren, die uns der Wahrheit und der Grundfeste des Lebens zu berauben drohten. Wer nicht in seinem eigenen inneren Leben einen schmerzhaften und bitteren Kampf mit ererbten kirchlichen und religiösen Vorstellungen gekämpft hat, der hat nicht das Recht und die Beglaubigung, über alte oder neuere Theologie abzuurteilen."
Zuerst erfuhr der religiöse Konflikt seine Lösung. Sie kam durch ein Erlebnis, das ihm für alle Zukunft die Gewißheit gab, daß des Glaubens Grund besteht und niemals durch Lehren und Anschauungen über den historischen Wert und die Entstehung der Bibel erschüttert werden kann. In seiner akademischen Predigt „Hunger

und Durst nach Gerechtigkeit“ im Jahre 1899 deutet er diesen Sachverhalt an. Aber als er am 7. Oktober 1923 in der Ebenezer-Kirche in San Franzisko sprach, berichtete er über den ganzen Glaubenskampf. Hier, vor den Landsleuten in der Fremde, deren treuherzige Frömmigkeit nahe verwandt war mit der, die er in seinem Vaterhause kennengelernt hatte, gab er sich ohne alle Vorbehalte: „Als eine junge, suchende Menschenseele die schwere Bürde des Lebens immer drückender empfand, die Schuld immer vernichtender, die Unruhe immer beängstigender, da fiel sie nieder und betete und rief und schüttete ihr Herz aus in wortlosen Seufzern, stundenlang, bis tief hinein in die dunkle Nacht. Aber sie erhielt keine Antwort. Dieser Zustand, der von niemandem bemerkt wurde, dauerte Wochen und Monate hindurch, bis ein zufälliges Ereignis eintrat. War es ein Zufall? Gott und das Leben der Christen kennen keine Zufälle. Eine fromme Bauersfrau lieh jenem jungen Menschenkind ein Buch, ein Erweckungsbuch von starker evangelischer Art. In diesem Buch las der Student, was er viele Male vorher gelesen hatte: das dritte Kapitel des Johannesevangeliums von der Schlange, die in der Wüste erhöht wurde, damit die kranken Israeliten sie sehen und geheilt werden sollten. Jetzt begriff er. War er vorher nicht blind gewesen? Er sah Jesu Gestalt vor sich am Kreuz wie nie zuvor. Er begegnete auf eine wundersame Weise den Augen des Heilands, und er wurde geheilt. Man kann im Hinblick auf Christi Person aus einem solchen Erlebnis Schlüsse und Folgerungen ziehen, wer Er ist und wer Er sein muß. Aber die Hauptsache für den, der Seine Macht erfahren hat, ist das Bekenntnis: ich war verloren, nun bin ich wiedergefunden.“

SLUB
Wir führen Wissen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dies Erlebnis entscheidende Bedeutung für seine ganze künftige Entwickelung erlangte. In seiner Angst und Ungewißheit war er Gottes Offenbarung in Christus begegnet und hatte wieder Sicherheit und Vertrauen gefunden. Das wird nun in Zukunft der tiefe Grundton seines inneren Lebens, dieses schöpferische Prinzip, das alles ordnet, gestaltet, umformt, was er aus fremden Gedankenwelten übernimmt. Er ist sich auch dessen bewußt, daß sein Glaube neuer Ausdrucksformen bedarf, da die Worte der Erweckungsbewegung zerschlissen und abgebraucht sind. Er empfindet Scheu davor, in jene abgebrauchte Sprache zu verfallen, die seine pietistischen Zeitgenossen unmittelbar verstanden und gutgeheißen hätten. Aber seine Frömmigkeit, sein innerstes Bekenntnis ist evangelischer Christusglaube, nicht Theismus oder formlose Unendlichkeitsmystik.

In seiner Schrift „Luthers Religion“, 1893, hat er diesem seinem Glauben zum ersten Male klaren Ausdruck gegeben. Es wird in späterem Zusammenhang auf diese Schrift und die in ihr enthaltene Auffassung vom Bekenntnis des Reformators zurückzukommen sein. Die Bedeutung, die diese Schrift für seine eigene innere Entwickelung gehabt hat, kommt am deutlichsten in den Briefen an N. J. Göranson zum Ausdruck. Göranson ist unter seinen Freunden der, zu dem er am liebsten und offensten über die Fragen des inneren Lebens spricht. Wenn er ihm schreibt, bekommen die Worte oft die Unmittelbarkeit und ungeschminkte Aufrichtigkeit des vertrauten Gesprächstons. Er findet bei dem Freunde sachlichen Ernst und eine stets wache, unbestechliche Kritik, und es ehrt Söderblom, daß ihm offenbar gerade diese

strenge Wahrheitsliebe des Freundes Vertrauen und Selbstbekenntnis entlockt.

Wir haben gesehen, daß er bei Ritschl, trotz aller Bewunderung für dessen männlich freies Denken, die wirklich spontane und echte Frömmigkeit vermißte. Was er meinte, geht aus seinem Urteil über die Theologen der evangelischen Fakultät in Paris hervor, die er sonst sehr hoch schätzte und von denen er viel gelernt hatte. Er bewundert ihren offenen und unerschrockenen Kampf für einen neuen Standpunkt in der Theologie und ihren Weitblick: „In einer Hinsicht stehen sie sehr hoch. Sie kennen ihre Mitwelt und sind bestrebt, die Verbindung mit den Ideen der Zeit nicht zu verlieren. Sie wollen einen Kult für die modernen Menschen. Aber sie sind keine Germanen. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß sie nicht, wie wir dies jetzt tun, die wahre Herrlichkeit und Kraft der Person Jesu zu sehen scheinen. Ich vermisse in Predigten und in allem etwas, was ich Religion im eigentlichen Sinne nenne.“ Das eigentlich Religiöse ist für Söderblom Frömmigkeit, in der Christus den Mittelpunkt bildet.

So war also seine Frömmigkeit weit tiefer in dem zentral Christlichen verankert, als man es damals verstand und anerkennen wollte. In jenen Jahren, als seine Persönlichkeit und sein Werk zuerst Aufsehen zu erregen begann, wurde er von manchen Seiten als oberflächlich bezeichnet, als jemand, der dem Zeitgeist huldigte, als ein Mitläufer, der Betrug an dem wirklich Christlichen beginge. In manchen Fällen kam es wiederum vor, daß er gerade deshalb geschätzt wurde, daß er frei von Geistlichkeit im üblichen Sinne zu sein schien. Man meinte, daß er

das geringe Maß von Religion besäße, das im Notfall auch Weltmenschen vertragen können.
Warum wurde er so lange mißverstanden?
Die „Ketzerei“ in der Bibelfrage war der erste und tiefste Grund. Konnte der christlich sein, der die Stütze und Grundfeste des christlichen Glaubens beiseite stieß? Es war kein schlechter Wille, es war vielen eine Unmöglichkeit, das zu verstehen. Diese Unmöglichkeit besteht zum Teil noch heute, und in manchen Kreisen, in denen man nunmehr aus vollem Herzen dem Andenken des Erzbischofs Söderblom huldigt und sich in Ehrfurcht vor dem unmißverständlichen Zeugnis seines Lebenswerkes beugt, tut man dies in dem stillschweigenden Bemühen, zu vergessen, daß er einmal Bibelkritiker und Rationalist gewesen ist, oder möglicherweise in dem wohlwollenden Glauben, daß er allmählich auf bessere Gedanken gekommen sei. Beides ist blutige Ungerechtigkeit gegen sein Andenken und gegen die Wahrheit, der er sein Leben weihte. Es darf niemals vergessen werden, daß er einmal der Ketzer Nathan Söderblom war. War und verblieb. Das ist ein Ehrentitel, genau so wie es für den schwedischen Meister Olof ein Ehrentitel ist, daß er für den Papst und seinen Anhang ein Ketzer war. Nichts in dieser Welt ist bitterer und wunderlicher als ehrliche Feindschaft um des Glaubens willen.
Aber das Mißverständnis beruht zum Teil in ihm selbst. Niemand hatte eine größere Scheu vor religiösem Gefühlsüberschwang, vor anspruchsvollem geistlichem Gebahren als er. Ich höre noch oft vor meinem inneren Ohr das Wort, das er einmal in einer akademischen Andachtsstunde sprach: „Man bekommt Furcht davor, die großen, herrlichen Worte des Neuen Testaments in den

Mund zu nehmen. Wenn wir die Kleider der großen religiösen Menschen anziehen, dann tritt die Dürftigkeit und Armseligkeit unserer eigenen Religion nur um so schärfer hervor.“ Diese Scheu war in seiner seelischen Veranlagung begründet. Er war empfindlich und behutsam im Hinblick auf das, was im Heiligtum des inneren Lebens geschieht. Seine sonst so zugängliche und mitteilsame Natur zog hier scharfe Grenzen, die er einen Außenstehenden nicht so leicht überschreiten ließ.

Dazu kommt noch eines: Jene Zeit, in der sich seine religiöse Wandlung vollzog, war der frommen Redewendungen besonders überdrüssig geworden. Die achtziger Jahre waren die Nachklangszeit der Erweckungsbewegung; diese begann die Farbe des Lebens und die überzeugende Kraft der Unmittelbarkeit zu verlieren. Wenn der Geist zu weichen beginnt, werden die Worte leicht verworren und überschwänglich. Das neue Christentum muß frischer, natürlicher, männlicher sprechen, wenn es das Ohr der Zeit gewinnen will. Die dabei waren, vergessen es nie, wie befreiend das Auftreten Söderbloms wirkte. Aber viele Gläubige der alten Richtung vermißten die hergebrachte Sprache und waren unzufrieden. Keine Religion kann ohne die glaubensstarken, frommen Seelen bestehen, die das heilige Erbe warten, ohne einen Buchstaben erschüttern zu lassen. Aber wenn ihre Macht in der Gemeinde zu groß wird, kann das Wachstum des geistigen Lebens darunter leiden.

Die Lösung des theoretischen Konflikts kam für Söderblom später. Er begann zu verstehen, daß die religiöse Autorität der Bibel nicht darauf beruht, daß sie ein unfehlbares göttliches Orakelbuch darstellt. Sie besitzt und behält ihre Bedeutung als Glaubensgrund deshalb, weil

sie ein lebendiges persönliches Zeugnis von Menschen ist, die Gott reden hören und sein Werk gesehen haben.
Die erste Erleuchtung, der Weg zu einer neuen Auffassung vom Worte als lebendiger göttlicher Offenbarung wurde nach seiner eigenen Angabe durch eine kurze Buchbesprechung von Julius Kaftan herbeigeführt; wahrscheinlich handelt es sich um Kaftans Ankündigung von W. Beyschlags Arbeit über den christlichen Vorsehungsglauben in der Theologischen Literaturzeitung vom Jahre 1889. Kaftan behandelt hier die Frage, inwieweit Paulus im Römerbrief die absolute Prädestination gelehrt habe, die unbedingte Gnadenwahl, die die übliche kirchliche Auslegung mit vielen sonderbaren Künsten wegzustreiten versucht. Kaftan bejaht die Frage nach der Gnadenwahl unumwunden. Aber man darf nicht glauben, daß die Aussprüche im 9. Kapitel des Römerbriefs alles wären, was Paulus in dieser Frage zu sagen hat. Er hat sicher ebenso fest an die Freiheit und an die Verantwortung des Menschen geglaubt. „Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir keinen systematisch geschulten Theologen vor uns haben, sondern einen Apostel, der in einer besonderen, bestimmten Lage gerade das ausspricht, was diese Lage im Augenblick erfordert. Darauf beruht der unvergleichliche Wert seiner Worte, die göttliche Kraft, die niemals veraltet. Aber auf diesem Charakter des Wortes beruht es auch, daß wir in die Irre gehen und dazu verführt werden, den Gedanken des Apostels Gewalt anzutun, wenn wir sie unmittelbar in unseren theologischen Streit hineinziehen. Das ist eine fehlerhafte Arbeitsweise, von deren Zwang wir uns langsam freimachen. Wir müssen es um der Wahrheit willen.“ Kaftan wendet sich hier gerade gegen den Bibelbeweis, wie er in der

Theologie der damaligen Zeit angewandt wurde. Nicht als dogmatisches Textbuch sondern als lebendiges Zeugnis hat das Bibelwort göttliche Kraft.

Ein packender Gedanke, daß einige Worte, hastig in einer anspruchslosen Buchbesprechung niedergeschrieben, in einem umfassenden und bedeutungsvollen menschlichen Lebenszusammenhang zu einer schöpferischen Macht werden können! Ein Funke wird zum Feuer. Man weiß nicht recht, wie es zugeht, und wann die Flamme zuerst entfacht wurde. Aber sie breitet sich aus im Augenblick. Ein bedeutsamer Kreis treuer Freunde trat bald in einen hinreißenden geistigen Kampf für den neuen Standpunkt ein. Am nächsten standen Söderblom in diesen Kampf- und Entwickelungsjahren Sam Fries und N. J. Göranson.

Die drei Freunde pflegten sich seit dem Jahre 1888 jeden Sonntag nachmittag zu treffen, um Ibsen, Rydberg, Goethe und andere Dichter zu lesen. „Jedesmal lösten wir die Welträtsel, um sie beim nächsten Male neu zu stellen und wieder zu lösen. Wir waren sehr verschieden voneinander. Um so reicher war unsere Freundschaft. Als damals ein Buch, 'der Waffenschmied' erschien, nannten wir unsere Gesellschaft nach einem Zitat daraus 'Frei aus dem Herzen'."

Die drei Freunde waren wirklich sehr verschieden. Fries war einfach und gradlinig, männlich und offen, seine starke Seite war ein brennendes wissenschaftliches Interesse, das alles umspannte, auch die Glaubenslehre und die praktischen Kirchenfragen. In seinem Eifer, stets auf gleicher Höhe mit den letzten Ergebnissen der Wissenschaft zu sein, gleicht er am ehesten den deutschen Professoren. Sein ausgeprägter Geschmack für das

Neueste an wissenschaftlichen Entdeckungen, Ausgrabungen und Textfunden, die frische, überraschende Aussichten für die Wissenschaft eröffneten, ließ ihn manchmal das Gewicht neuer Entdeckungen überschätzen. Aber seine brennende Leidenschaft für die Wissenschaft, seine Wahrheitsliebe und seine große Gelehrsamkeit wogen diese Schwäche wieder auf.

Göranson war der stille, in sich gewandte Denker. Seine geistigen Interessen beschränkten sich zwar keineswegs auf das rein Theologische, aber sie reichten nicht so weit wie die der Freunde.

Von den drei Großen im Reich der Musik, von Händel, Bach und Mozart, wurde einmal gesagt, daß sie die Kraft, die Tiefe und die Harmonie verträten. Übertrüge man dies Urteil auf das anspruchslosere Trio in der Vereinigung „Frei aus dem Herzen“, so wäre Sam Fries die Breite und die Kraft, Göranson die Tiefe und Söderblom das Maß, die Harmonie.

Die Briefe aus den neunziger Jahren geben der Freude über den inneren Reichtum, den diese Freundschaft schenkte, rührenden Ausdruck. Als Söderblom im Juni 1894 den Freunden von seinem Besuch in Berlin berichtet, wo er in geistigen Genüssen geschwelgt hätte, — Vorlesungen von Kaftan und Pfleiderer, Besuch bei Harnack —, „Harnack war herrlich, Luther und Lessing schmückten seinen Schreibtisch“, schreibt er: „Hier ist es gut sein, lasset uns drei Hütten bauen, eine für Samuel, eine für Göran und eine für mich.“

Die religiöse und die wissenschaftliche Wahrheitsfrage waren, wie wir gesehen haben, bei Söderbloms Durchbruchskrise ineinander verflochten. Die religiöse und die wissenschaftliche Lösung waren ebenfalls für ihn stets

unlöslich miteinander verbunden. Gottes Offenbarung in Jesu Christi Menschheit, die Bibel als lebendiges Glaubenszeugnis von Christus, das waren für die jungen Freunde Hauptartikel des Glaubens und wissenschaftliche Grundwahrheiten. Die neue Theologie hatte ihnen zu Glaubensfreimut und Vertrauen verholfen. Sie konnten sich wieder mit gutem Gewissen als Christen bekennen.

Die jüngste Generation hat nicht durch die Wissenschaft sondern oft trotz einer herrschenden wissenschaftlichen Richtung die Welt des Glaubens jenseits der Welt der Wissenschaft als ein Reich eigener Ordnung entdeckt. Söderblom und seine Freunde hatten durch die Wissenschaft ihren evangelischen christlichen Glauben gewonnen. Deshalb gehören für ihn Zeit seines Lebens Religion und Wissenschaft so eng zusammen.

Dieser Standpunkt war durch eigenes Erleben gewonnen worden. Seine Voraussetzung hatte er in der neuen Stellung der Ritschlschen Theologie zu der Frage der Offenbarung und der Geschichte. Gott offenbart sich in der Geschichte, nicht in übernatürlichen Eingriffen und Orakeln außerhalb der Geschichte. Die Forschung, die sich ehrlich bemüht, Zusammenhang und Sinn der Geschichte festzustellen, kann deshalb mit den Interessen des Glaubens nicht in Streit geraten. Sie wird vielmehr eine Stütze für den Glauben.

Es hat jemand den Mut gehabt, in Frage zu stellen, ob es dem feingebildeten Humanisten Nathan Söderblom wirklich möglich war, seine wissenschaftlichen Interessen mit seiner kirchlichen Stellung und Wirksamkeit zu vereinigen. Es ist schon viel, wenn ein Mann, der so viel

SLUB
Wir führen Wissen.

für seine Zeitgenossen bedeutet und sich so rückhaltlos ausgesprochen hat, wie es Söderblom tat, in seinem innersten Streben so unverstanden bleiben und so verkannt werden kann. Aber noch sonderbarer ist es, daß man sich in einer solchen Unkenntnis über die Ziele einer ganzen geistigen Richtung befinden kann, wie sie die Ritschlsche Schule darstellt!

Daß persönliche Religion und wissenschaftliche Klarheit sich gegenseitig bedingten, war Söderbloms grundlegende Überzeugung. „Die wissenschaftliche Freiheit und Strenge wird für uns zu einer religiösen Aufgabe, zu einer verpflichtenden Ehrung für den Gott der Wahrheit und für das Zeugnis von Ihm in den Heiligen Schriften. Wir erfuhren, daß die ehrliche geistige Arbeit nicht nur der Klarheit und der Einsicht von Nutzen war, sondern auch dem persönlichen Leben. Aber die Beschäftigung mit religiösen Fragen und Urkunden muß, um auch persönlich fruchtbringend zu sein und nicht blind zu machen für die geistige Welt, ihre Nahrung aus dem Verkehr mit Gott in der Einsamkeit und in der Gemeinde ziehen.“ Es ist oft darauf hingewiesen worden, — ich glaube, zuerst von Adolf Deißmann, — daß Söderblom mehr als irgend ein anderer Zeitgenosse das Schleiermachersche Ideal eines Kirchenfürsten verwirklichte. Sein Glaube an den Nutzen und die Bedeutung der Wissenschaft für die Kirche war unerschütterlich und optimistisch in einem Grade, den andere nur schwer verstehen können. Er nahm die Frage nach der Fortsetzung der Studien auch unter jene Fragen auf, die er seinen Pfarrern in einem neuen Formular für den Amtsbericht vorlegte.

Wie Schleiermacher sich in seiner Verteidigung der Religion „ an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ wandte, so kann man sagen, daß Söderbloms ganze theologische und kirchliche Wirksamkeit eine Verteidigung des Christentums war, gerichtet an die Gebildeten in Schweden. Aber er hatte die einzigartige Gabe, die Gebildeten zu gewinnen, ohne dabei die Geringeren in der Welt des Geistes draußen stehen zu lassen.

Söderbloms beweglichem Geiste lag es nicht, seine Anschauungen in einem bestimmten System zu verankern. Er hatte eine größere natürliche Veranlagung dafür, das Wertvolle und Gemeinsame in voneinander getrennten Ideenwelten zu entdecken, als einer Gedankenreihe in allen ihren Folgerungen nachzugehen. Um die Einzelheiten des theologischen Systems von Ritschl hat er sich daher wenig gekümmert, auch seine Grundgedanken hat er nicht in allen Stücken gutgeheißen.

In einer Darstellung von Ritschls Theologie, die er im Jahre 1892 veröffentlichte, wendet er sich gegen die Übertreibungen Ritschls im Kampfe gegen die Mystik. Die christliche Erfahrung, das Johannesevangelium und Luther zeugen davon, daß die mystische Innerlichkeit ein Heimatrecht innerhalb des Christentums besitzt.

Aber Ritschl hatte Söderblom eine neue Anschauung von der Offenbarung und der Geschichte vermittelt. Noch in zwei wichtigen Punkten hat er Bedeutung für Söderbloms theologische Entwickelung gehabt. Er gab ihm eine Theologie, die Christus zum Mittelpunkt des Glaubens macht, ohne von dem alten Dogma Gebrauch zu machen, das ihn aus dem Zusammenhang der Geschichte und aus den wirklichen Bedingungen des

Menschenlebens herausrückte. Christus als wahrer Mensch ist Gott, für uns offenbart. Wie sollte sich Gott zu erkennen geben, wenn nicht in einem Menschenleben!

Zum zweiten hat Ritschl Söderblom auf Luther hingewiesen. Im August 1893 hielt Söderblom in den Sommerkursen der Universität eine Vorlesungsreihe über Luther, die im gleichen Jahre unter dem Titel: „Die Grundgedanken der lutherischen Reformation“ als Buch erschien. Bei dem jungen Luther entdeckte Söderblom den Glauben, den er selbst verfocht. Er findet Luther durchaus nicht an den Buchstaben der Bibel gebunden. Er wollte ja der Offenbarung Johannis keine apostolische Autorität zuerkennen, und über den Jakobusbrief äußerte er sich unehrerbietig. „In Luthers herrlicher Auslegung der drei Glaubensartikel ist keine Spur von der griechischen Dreieinigkeitslehre vorhanden. Die Lehren über die beiden Naturen Christi überläßt er den ‘Sophisten’. Die Religion handelt für ihn von ‘dem persönlichen Einfluß, den der historische Christus auf die Menschen ausübt’. Religion ist Glaube an Christus. Unsere schwachen Verdienste sind gar nichts wert, auch nicht das Verdienst, das im blinden Glauben an die Lehren der Kirche besteht. Wenn es heute noch als ein Gott wohlgefälliges Werk angesehen wird, sich gehorsam einem Kirchendogma zu unterwerfen und dabei das Recht der Vernunft mit Füßen zu treten, so streitet das gegen die Grundgedanken der lutherischen Reformation, selbst wenn Luther hier nicht ganz folgerichtig war. Luther hat nicht dieselbe historische Einsicht gehabt wie wir. Deshalb hat er das Dogma nicht ausdrücklich abgeschafft. Er ist mit seinem jungen, frischen Glauben in den alten Bau des

Dogmas hineingezogen und hat ihn von innen her gesprengt."

Luther war der Prophet der Erweckten und der Kirchlichen, zwingende Autorität für alle Rechtgläubigkeit. Welch Triumph für die jungen 'Ketzer', Luther gegen ihre Widersacher ausspielen zu können! Hat man Luther auf seiner Seite, dann hat man nicht nur das Recht, sich Christ zu nennen, sondern man kann auch Anspruch darauf machen, rechtgläubig zu sein. Wer sich an den Buchstaben der Bibel und an die Dogmen hält, der ist in Wirklichkeit der Ketzer!

Söderblom und Fries waren sehr lutherisch. Inwieweit ihre Deutung von Luthers Lehre historisch richtig war, ist eine andere Frage. Aber diese Anknüpfung an Luther gab ihnen die Stütze, deren sie bedurften, um sich in der Kirche und ihrer Überlieferung zu Hause zu fühlen. Beide waren Pfarrersöhne und hatten die Liebe zur schwedischen Kirche im Blut. Wenige sind mit froherem Mut und mit innerlicherer Hingabe in ihren Dienst getreten.

Söderbloms Buch über Luther trägt auf seinem ersten Blatt eine Widmung: An Anna, 24. September 1893. Es waren ja nicht nur die Studien und die Freundschaft, die seinem Leben Inhalt und Sinn gaben. Es hatte sich in dieser Zeit das Erlebnis zugetragen, das mehr als alles andere seiner Persönlichkeit Tiefe und Reife gab und ihre Möglichkeiten zum Blühen brachte.

Eines Tages im Herbst 1891 hatte Söderblom im Hause von Karl Fries die junge Studentin Anna Forsell kennen gelernt. Bei der ersten Begegnung blieb er mit dem Knopf seines Rockärmels an ihrem Armband hängen, und mit der ihm eigenen Schlagfertigkeit hatte er gleich eine

geistreiche Deutung dieser Begegnung zur Hand. Die beiden, die das Schicksal so zusammengekettet hatte, waren von dieser Stunde an durch jenes unsichtbare Band miteinander verbunden, das stärker ist der Tod.

„Am Tage nach dem Examen", schreibt Söderblom dem Freunde Göran im Dezember 1892, als er ihn ins Vertrauen zieht, „reise ich nach Stockholm und verlobe mich mit Anna Forsell. Sie ist Studentin, gehört zur Stockholmer Landsmannschaft, macht ihr Kandidatenexamen in Philosophie und Ästhetik, ist Historikerin und Schülerin von Hjärne. Gediegene Intelligenz, starker Geist, zarte und feine Weiblichkeit, die noch vor einem Jahre nur in meiner Hoffnung und in meiner Idealwelt vorhanden waren. Sie ist von Fehr konfirmiert worden. Paßt in unsere Gesellschaft. Du wirst sie sicher schätzen lernen."

Hier kann nicht davon gesprochen werden, was Anna Forsell später für ihren Mann als Lebensgefährtin und als Helferin bei seinem Werk bedeutet hat. Niemand wußte besser als er selbst, daß er nicht der geworden wäre, der er wurde, wenn ihm nicht diese reich begabte und starke Persönlichkeit zur Seite gestanden hätte.

Die beiden Namen Fehr und Hjärne, die der Brief an den Freund Göran zusammen nennt, bedeuten diejenigen Persönlichkeiten unter der älteren Generation schwedischer Universitätslehrer, denen Söderblom am meisten zu Dank verpflichtet war. Fehr hatte ihn zuerst auf Ritschl hingewiesen, den er in Leipzig durch Harnack kennen gelernt hatte. Seine tiefe Frömmigkeit bei großer Belesenheit und umfassender Bildung machten ihn zu einer Stütze der Bestrebungen nach religiöser und kirchlicher Befreiung. Hjärne aber hat für Söderbloms innere Ent-

wickelung noch mehr bedeutet. Er war Historiker, verfügte über eine ungeheure Gelehrsamkeit, war eine kraftvolle, wuchtige Natur, ein Mann, der jede Sentimentalität verabscheute und sich nicht um das Herkommen kümmerte. Ihm ist es zu danken, daß die öffentlichen Diskussionen der Studentenschaft an der Universität in den neunziger Jahren immer stärkeres Interesse erregten, weil die brennenden Fragen von Kultur und Religion in einer Öffentlichkeit erörtert wurden, die den damals führenden Kreisen in Kirche und Staat unerhört erschien.

Söderblom hat oft betont, was er Hjärne schuldete. Er schreibt ihm am 13. November 1913 aus Leipzig, als Hjärne seine Professur niederlegte: „Verehrter Lehrer und Freund! Abschied von Upsala kannst Du nicht nehmen, selbst wenn Du wolltest. So lang Menschliches währen kann, so fest bleibst Du mit Upsala verbunden. Ich meine natürlich nicht Steine und Boden, alles das, was primitive Religiosität für heilig halten kann. Sondern ich meine wirklich den Geist. Der Heilige Geist ist genau wie alles Lebende die Zeiten hindurch in stetem Wachsen begriffen und hat eine Geschichte. Und es war Dir durch göttliche Gnade vergönnt, in die Herzen vieler — hier sind zwei — ein Wissen und eine fordernde Erkenntnis vom Geiste einzupflanzen, die wir ohne Dich nicht besäßen. Du verabscheust Sentimentalität mit Recht. Hie und da kann es aber doch wohltuend sein, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen". „Der Mittelpunkt des Christentums ist Christus selbst", das war die Grundanschauung, in der sich Hjärne und Söderblom trafen.

Söderblom war im Herbst 1891 zum Kurator seiner Landsmannschaft gewählt und im darauffolgenden Jahre zum Vorsitzenden der Gesamtstudentenschaft berufen worden.

Einstimmig hatte ihn gleichzeitig der „Christliche Verein Junger Männer“ zum Vorsitzenden ernannt. Es ist ein Zeichen für die unverwüstliche Arbeitsbereitschaft Söderbloms wie für seine Gewissenhaftigkeit, daß er diese vielfältigen und mühsamen Ehrenämter nicht ablehnte und sich nicht mit Zeitmangel entschuldigte, während er kurz vor dem akademischen Abschlußexamen stand. „Ich hätte es leicht gehabt“, schreibt er an den alten Studienfreund Palmgren, „gegen den einstimmigen Wunsch des Ch. V. J. M. meinen Mangel an Zeit geltend zu machen... Der Ch. V. J. M. befand sich in einer ratlosen Verlegenheit, wenn ich mich seiner nicht annahm. Und da dachte ich, ich könnte es nicht ablehnen.“

Die Vertretung der Gesamtstudentenschaft bei festlichen Anlässen meisterte er glänzend. Seine Rede bei der Studentenehrung für den Komponisten Gunnar Wennerberg im April 1893 erregte helle Begeisterung. Aber die erste große Gelegenheit, über den Kreis der Universität hinaus als wirklich geistiger Leiter und Mittelpunkt des schwedischen Protestantismus sich darzustellen, kam mit dem Reformationsfest im Herbst des Jahres 1893, einer Feier des Geistes und der Gemeinschaft von einer Erhebung und einem Glanz, der noch heute unvergessen ist. Es war Söderbloms Verdienst, diese Gedächtnisfeier so zu gestalten. Denn hier sprach er nicht nur als Führer und als Vertreter der Studentenschaft Worte des Dankes und der Huldigung, die an König Oskar gerichtet waren, sondern er begrüßte in deutscher Sprache die deutschen Fürsten, die zu diesem Fest erschienen waren, besonders den Großherzog von Sachsen-Weimar als den Vertreter derjenigen Universität, an der die Wiege der Reformation gestanden hat.

Über den Pflichten als Kurator und Vorsitzender der Studentenschaft hatte er seine Studien nicht vergessen. Kurz vor seinem Examen schreibt er an einen Freund: „Jetzt ist es entschieden, daß ich bei Ekman die schriftliche Prüfung in Religionsgeschichte machen werde... Will sehen, ob ich das Apologetenstipendium bekomme und Dozent werde.“ Der Gedanke an eine akademische Zukunft war nicht von ihm ausgegangen. Ekmann hatte ihn aufgefordert, eine Habilitationsabhandlung zu schreiben. Am 14. Dezember 1892 legte er das Kandidatenexamen der Theologie mit hervorragend guten Noten ab. Am nächsten Tage reiste er nach Stockholm, um sich zu verloben.

Im Februar des nächsten Jahres ist er mitten in persischen Studien. Er schreibt darüber an Göranson: „Ich bin in Iran und Persien noch schlecht und recht unterrichtet. Es mag sonderbar erscheinen, für die Dozentenabhandlung ein so neues Gebiet zu erforschen, wo ich in der Dogmengeschichte bereits ziemlich bewandert bin. Aber wenn ich durchhalten kann, werde ich hier vielleicht etwas Nützliches schaffen. Ich sehe es als eine glückliche Ergänzung an, die wissenschaftliche Freude, die mir Ritschl ... gegeben hat, für die Arbeit an anderen Gottesoffenbarern anzuwenden... Wenn ich auf diese Weise einmal zu einem klaren Bild von der Geschichte der Religion komme, so wäre ich am stolzesten Ziele meines Lebens. Träume, sagst du, Göran. Glückliche Träume, sage ich.“

Am 5. März 1893, dem dreihundertsten Jahrestag des Reformationsbeschlusses der Stadt Upsala, wurde Nathan Söderblom vom Bischof Gottfried Billing ordiniert und unmittelbar danach zum Geistlichen an der Psychiatri-

schen Klinik von Upsala bestellt. Die seelsorgerische Arbeit auf diesem für ihn neuen Felde hat ihm größere Freude bereitet, als man glauben könnte. Die Fortschritte der Psychologie in unserer Zeit haben gezeigt, wie notwendig und nützlich eine wirklich kundige Seelsorge in vielen Fällen für seelisch Kranke sein kann. Er schreibt, als er im Herbst seinen ersten Abendmahlsgottesdienst gehalten hat: „Er hat mir große Erbauung gegeben. Die Hilfe und der Trost der Religion gehen viel weiter als die Klarheit der Auffassung. Es herrscht Andacht in unserer Kirche, und die Dankbarkeit für alles, was empfangen wird, ist unvergleichlich größer, als es die berufsmäßige Kritik ahnt."

Die Einsamkeit dort draußen in der Psychiatrischen Klinik schenkte ihm Stunden des Studiums. Der später so berühmte Orientalist Zetterström unterrichtete ihn im Persischen. Im Herbst begann er seine Abhandlung „Über die Vorstellungen von den letzten Dingen nach dem Mazda-Glauben." Sie sollte, so hoffte er, in der Schriftenreihe der Humanistischen Wissenschaftsgesellschaft gedruckt werden. Dort ist sie auf Grund der abfälligen Beurteilung durch den Philosophen Sahlin nicht erschienen, obwohl die Theologen der Fakultät sich günstig über die Arbeit geäußert hatten. Söderblom hat später seine Darstellung umgearbeitet.

Die Behauptung, daß Söderblom in dieser Angelegenheit auf Grund seines theologischen Freisinns einem wissenschaftlichen Unrecht ausgesetzt gewesen wäre, kann nicht aufrecht erhalten werden. Seine Persönlichkeit war eine Verteidigung für seine „Ketzerei", der nur wenige widerstehen konnten. Die theologischen Väter in Upsala hatten niemals Angst um Söderblom. Eine fromme Dame, die

erfahren hatte, daß der junge Pastor Söderblom Ritschlianer sei, suchte den Erzbischof Sundberg auf, um ihm ihre diesbezüglichen Sorgen anzuvertrauen. Sundberg beruhigte sie: „Das ist nicht gefährlich. Ich kann versichern, daß der junge Mann belehrbar ist.“ In diesem Punkte trog allerdings Sundbergs Menschenkenntnis. Der „junge Mann“ blieb sein ganzes Leben lang unbelehrbar. Aber die Ahnung des alten Erzbischofs hatte recht, als sie ihm sagte, daß Söderblom trotz allem keine Gefahr für die Kirche bedeutete, sondern einen Segen.

3. Kapitel

PARIS

Eines Tages im Juni 1893 saß der Vorsitzende der Studentenschaft, Pastor Nathan Söderblom, im Wartezimmer des Königs, um Bescheid über die Anwesenheit der Majestät beim Jubelfest der Universität Upsala einzuholen. Vor ihm war Professor H. W. Tottie zur Audienz dagewesen, der ihm im Vorbeigehen erzählte, daß der Gesandtschaftsgeistliche in Paris zum Pfarrer in Skövde ernannt worden sei, und daß seine Stelle bei der Pariser schwedischen Gesandtschaft zum 1. Mai des nächsten Jahres frei werde.

Von dieser Stunde an konnte Söderblom den Gedanken an Paris nicht loswerden. Die Stellung eines Gesandtschaftsgeistlichen bedeutete für ihn die Möglichkeit, ein eigenes Heim zu gründen und einen richtigen Wirkungskreis zu erhalten. Er liebte seine seelsorgerische Aufgabe, aber er wollte sie in einer Stellung erfüllen, die ihm weiteren Raum für selbständiges Handeln gab.

Der Weg zu einer solchen Stellung war in Schweden lang und mühsam. Die Weltstadt, die Hauptstadt Frankreichs, der Mittelpunkt westlicher Kultur, lockte ihn. Schon auf seiner ersten Amerikareise hatte er in Le Havre dem Geplauder französischer Kinder gelauscht und dabei entdeckt, daß Französisch die schönste aller Sprachen sei, eine Ansicht, die er sein Leben lang aufrechterhielt. Die Sehnsucht nach der Ferne, nach neuen Ländern, nach weiteren Wirkensmöglichkeiten lag ihm im Blut. Aber auch für seine Studien bot ihm Paris viel. Der Name Darmesteter war ihm von seinen persischen Studien her gut bekannt, er wußte, daß dieser beste Kenner altpersischer Literatur in Paris lehrte. Leider konnte er den großen Sprachforscher niemals hören. Er starb fast zur gleichen Zeit, als Söderblom nach Paris kam.

Es ist kein Spiel des Zufalls, das in den plötzlichen Willensentscheidungen herrscht, die mit dem unerklärlichen Zwang der Eingebung auftreten. Es sieht nur so aus, als walte der blinde Zufall in solchen Entscheidungen. Der junge, frische Wille ahnt seine Möglichkeiten und folgt seinem eigenen Gesetz. Es ist deshalb ganz natürlich, daß Söderblom die Gelegenheit ergriff, als sie sich bot. Es war sicher eine Schicksalsfügung, daß er nicht die gewöhnliche akademische Laufbahn durchmaß. Es bestand zwar keine Gefahr, daß er eine selbstgefällige Provinzgröße von der Art geworden wäre, wie sie die akademische Kleinstadt in ungünstigen Fällen hervorbringt. Aber es hätte etwas an seiner ökumenischen Ausrüstung gefehlt, wenn er nicht gelernt hätte, die Sprache der Diplomatie und des verfeinerten menschlichen Umgangs mit vollendeter Meisterschaft zu handhaben und sich in die Kultur einzuleben, die durch sie geschaffen worden ist. Und es hätte vielleicht auch etwas seiner menschlichen Weite und seinem Weitblick gefehlt, wenn er nicht während mehrerer Jahre die Luft der Weltstadt hätte atmen und unter Gelehrten und Künstlern eine neue Gattung Menschen hätte kennen lernen dürfen, denen herkömmliche Wertungen und soziale Stellung wenig bedeuteten.

Im Januar 1894 besprach er seinen Plan mit dem Erzbischof. Sundberg hatte ihn im Vorjahr selbst zum Seemannspfarrer vorgeschlagen, aber jetzt machte er Schwierigkeiten. Das Gehalt sei klein wegen der schlechten Wirtschaftslage der Pariser schwedischen Gemeinde, und es wäre für Söderblom schade, den Gedanken an eine akademische Laufbahn aufzugeben. Er gab ihm Bedenkzeit. Söderblom besprach die Angelegenheit noch einmal

mit seiner Braut; sie antwortete, wenn auch nicht mit den gleichen Worten, so doch dem Sinne nach genau so wie zu einem späteren Zeitpunkt, als er ihr ganz unerwartet eine Übersiedlung nach Konstantinopel vorschlug, um die kirchlichen Verhältnisse des Ostens zu studieren: ich folge dir, wenn es sein muß, bis ans Ende der Welt. Der Abenteuerdrang war bei beiden gleich groß.

Damit war die Sache entschieden. Söderblom suchte Sundberg wiederum auf, um ihm mitzuteilen, daß er die Bestallung zum Gesandtschaftsgeistlichen in Paris mit Dankbarkeit annehmen wolle. Aber der Erzbischof kam wieder auf die Frage der Fortsetzung seiner Studien zu sprechen. Nun plante allerdings Söderblom, seine Anstellung in Paris mit einer Dozentur in Upsala zu vereinigen. Das wagte er zwar dem Erzbischof nicht zu sagen, aber er gestand ihm, daß es seine Absicht sei, seine Studien fortzusetzen. Sundberg lächelte zweifelnd: „Solche Vorsätze sind wohl eine Täuschung“. Lange saß er schweigend da und sah den jungen Geistlichen an. Dann kam seine Zustimmung mit einem herzlichen Handschlag. Ein paar Tage später schreibt Söderblom an den Freund Göran: „Es ist schwer, sich von Upsala zu trennen. Aber ich tue es in Gedanken daran, wiederzukommen.“

Am 29. April waren Söderblom und seine Braut von Fehr getraut worden, und nach einer Hochzeitsreise durch Deutschland befinden sie sich im Mai in Paris. Der erste Eindruck der Weltstadt ist entmutigend selbst für seinen unerschrockenen Optimismus. „Schönheit, Licht und Leben, das ist Paris. Aber man muß hinzufügen: rastlos, immer in Lärm und Bewegung, Mangel an Ruhe und Mangel an Familienleben.“ Die Zerrissenheit der Großstadt, ihre Hetze und innere Leere quälen sein empfindliches

Gemüt. „Es ist ein seltsames Leben hier. Man empfindet es dankbar, die feste Stütze einer großen, fordernden Aufgabe zu haben."

Ebenso dankbar wurde es von ihm empfunden, nicht länger mehr allein vor dieser Aufgabe zu stehen. Auf ein eigenes Heim im eigentlichen Sinne mußte er allerdings noch warten. Während der Sommermonate hatte der schwedische Geistliche sein Arbeitsfeld nämlich in Calais unter den schwedischen Seeleuten. Dort liegt die kleine Kapelle gegenüber einer Schifferkneipe, mit der sie wetteifern soll, und dort war auf dem Speicher neben der Wohnung des Küsters ein kleiner Raum oder richtiger Verschlag mit Zwielicht, wie eine Kajüte. Das war die Wohnung des Pastors. Tagsüber hielt man sich im Lesezimmer auf, der Mann bei seinem Buch und die junge Frau bei ihrem Strickzeug. Das gab den Seeleuten ein Gefühl von Behagen und Familienleben. Söderblom selbst ist sehr zufrieden mit seinem neuen Dasein: „Daß wir zusammen sind, ist unser größtes Geschenk und drückt allem, Großem wie Kleinem, den Stempel des Festlichen und Behaglichen auf."

Die Aufgabe des Seemannspfarrers erfordert eine besondere Berufsausrüstung. Sie ist voll von Enttäuschungen für den, dem das rechte Handwerkszeug dazu fehlt. Söderblom hatte diese Ausrüstung. Er besaß die Unerschrockenheit, sich dort aufzuzwingen, wo der Beruf dies erforderte, und eine besondere Gabe, den richtigen Ton anzuschlagen und Berührungspunkte mit jedem einzelnen zu finden. Sein Pflichtgefühl erlaubte es ihm nie, an die eigene Bequemlichkeit zu denken. Er besaß die wichtigste Gabe für den Beruf des Geistlichen: eine natürliche Zartheit gegen alle Mühseligen und Beladenen,

vom Schicksal Übersehenen, wodurch ihm die Berufspflicht zu einer Sache des Herzens wurde.

Er geht durch die Gassen des Hafenviertels und auf die Schiffe, die im Hafen liegen, und bringt den Seeleuten unverdrossen seine Einladung, ins Lesezimmer und zum Gottesdienst zu kommen. Er preist nicht wie ein Geschäftsreisender seine Ware an. Das paßt nicht zu ihm und nicht für die schwedischen Seeleute. Es ist befreiend zu lesen, was er in einem seiner Amtsberichte über die religiösen Traktätchen schreibt, die man den Seeleuten zuzustecken pflegt. Es ist meistens minderwertiger Lesestoff. Die gutgemeinten, aber völlig wirklichkeitsfremden Sonntagsschulerzählungen und Zusammenstellungen von Bibelworten und frommen Redewendungen verfehlen ihr Ziel. „Diese Traktätchen versündigen sich so oft an dem Grundsatz, daß Vertrauen der einzige Weg zum Vertrauen ist. Der fromme Eifer vergißt allzu oft, daß nur das Beste gut genug für die Leute, in diesem Fall für die Seeleute ist. Man glaubt an die Zauberwirkung papierner Blätter, wenn nur Gottes und Jesu Name und einige Bibelworte darauf stehen."

Als ein Mensch unter Menschen, ein Schwede unter Schweden im fremden Land, mit Grüßen von der Heimat und von der Kirche, der geistigen Heimat, in der die Seele ihre Wurzeln hat, tritt er seinen Seeleuten entgegen. Es ist nicht so, als ob er sich des Evangeliums schämte. Er ist mutig und unerschrocken, wenn er seine Berufswege macht, und Mut ist dabei nicht selten vonnöten. Einmal ist es ihm gelungen, die ganze Mannschaft eines norwegischen Dampfers auf der Kommandobrücke zum Gottesdienst zu versammeln.

Leider liegt das Fahrzeug ganz dicht an der Hafenmauer, und der kräftige Gesang lockt ein Zaungastpublikum herbei, das aus arbeitslosen Hafenarbeitern besteht. Für sie ist der ungewöhnliche Anblick ein Schauspiel zum Lachen. Sie ahmen die sonderbaren fremden Laute nach und versuchen durch Geschrei und ungehemmte Lustigkeit die Stimme des Geistlichen zu übertönen. Schließlich muß Söderblom seine Predigt unterbrechen; er wendet sich auf Französisch an die Arbeiter und erinnert sie an die Ritterlichkeit ihres Volkes; dies bringt das Unglaubliche zustande: er kann seine Predigt ungestört beenden.

Im Sommer 1898 lagen sehr wenige schwedische Fahrzeuge im Hafen. Es sah so aus, als ob der Seemannspfarrer einige freie Wochen bekommen sollte, was ihm sehr willkommen gewesen wäre, da er gerade zu jener Zeit mit einer großen wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt war. Aber Nathan Söderblom sieht die Sache nicht von dieser Seite an. In Boulogne hatte ein schwedischer Holzgroßhändler ein Sägewerk errichtet und ungefähr dreißig schwedische Arbeiter kommen lassen. Söderblom beschloß, sich eine Zeit lang unter ihnen niederzulassen. Er mietete dort eine kleine Hütte, ein Zimmer mit Küche und Lehmfußboden, so bescheiden wie möglich; dort läßt er sich mit Frau und drei Kindern nieder. Unmittelbar vor der Hütte floß ein Bach vorbei, und auf der anderen Seite weideten riesige französische Kühe. Die kleine Brita, die damals ihre ersten Schritte in der Welt machte, stand oft lange Zeit da und schaute ihnen zu. Kam dann eins der Tiere nahe an den Bachrand, so hob sie ihre kleine Hand und sagte: „Weg, weg!“ Ein Anblick, den die Eltern nie vergaßen: das kleine weiße Mädchen,

zart und klein wie Däumelinchen, gegen die gewaltigen Tiere.

Kamen Fremde aus der Stadt, so hatte die junge Frau es schwer, ihre bürgerlichen Hausfrauenneigungen zu überwinden; sie schämte sich etwas der romantischen Armut der Umgebung. Einmal kam eine missionierende französische Dame zu Besuch, die sich viel mit Wohltätigkeit beschäftigte. Anna ließ ihren Mann im Stich und versteckte sich im Holzschuppen, einem Verschlag draußen vor der Küche, der so niedrig war, daß sie kaum gerade stehen konnte. Er rächte sich dadurch, daß er sich über eine Stunde mit der Französin unterhielt, und Anna mußte während dieser Zeit in ihrem unbequemen Gefängnis verharren. Er selbst genoß die freiwillig gewählte Einfachheit und zeigte sie gern ganz offen. Er ging werktags in Holzschuhen und Bluse wie die Arbeiter und trug einen großen Stoffhut, wie ihn die Pariser Droschkenkutscher an besonders heißen Tagen tragen. Ein Amerikaner, der ihn besuchte, war ziemlich entsetzt, als Söderblom ihn in dieser Kleidung empfing.

Den schwedischen Sägewerkarbeitern gefiel es in dieser Umgebung. Nach der Arbeit kamen sie in langen Reihen und ließen sich in der kleinen Küche nieder. Nathan unterhielt sie, und Anna gab ihnen französischen Unterricht.

Das war die Umgebung, in der Söderblom seine Schrift „Jesu Bergpredigt und unsere Zeit“ verfaßte. Die Rückkehr zu ländlicher Ursprünglichkeit stimmte sicher mit seinen Neigungen überein und weckte Erinnerungen an seine Kindheit in Bjuråker und Norrala. Aber man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß diese 'Volklichkeit' in Bluse und Holzschuhen in irgend einem Zusammen-

hang mit dem Studium Tolstois stand, der ihn gerade damals stark beschäftigte. Das Buch über die Bergpredigt, das bei seiner Bewerbung um eine Professur ungerecht beurteilt worden ist, ist ein beachtenswertes Zeugnis seiner Stellung zur Moral und zur sozialen Frage, mehr söderblomisch als irgend eins seiner früheren Werke. Natürlich war er weit davon entfernt, die umstürzlerischen Ansichten des russischen Propheten in allem zu billigen; aber er wurde für ihn der Rufer in der Wüste, das beunruhigende und unbequeme Gewissen für die selbstzufriedene Kulturfrömmigkeit des ausgehenden Jahrhunderts. Am meisten wird er von Tolstois Protest gegen den Krieg ergriffen. Gewohnheit kann das Entsetzlichste und Verwerflichste als ganz natürlich erscheinen lassen. Schwedens Gefühl für den Krieg ist abgestumpft. „Wenn man neben Tolstois anklagenden Weckrufen die Vertreter und Beschützer der Kirche das Lob der rohen Gewalt im Dienste der Kirche singen hört, dann denkt man an das alte Wort, daß die Kirche von ihren Gegnern lernen muß, was Christentum ist. „Die Friedensfrage kann allerdings nicht im Handumdrehen gelöst werden. So einfach ist die Sache nicht, wie es Björnstjerne Björnson glaubte, als er einmal am Schlusse der achtziger Jahre sagte: „Falls wir in Europa weiterhin Kriege führen, dann telefonieren sie uns eines schönen Tages aus Amerika an: 'Ruhe da unten!' Aber die christliche Kirche darf sich um keinen Preis auf den Gedanken festlegen lassen, daß der jetzige Notzustand andauern müsse, solange die Welt besteht. Die Zeit des Friedens kann kommen; Arbeit und Gebet, damit dies geschehen möge, sind unlöslich mit dem christlichen Glauben verbunden."

Unter dem Eindruck von Tolstois Erweckungspredigt sieht Söderblom das Christentum und seinen Stifter unter einem neuen Gesichtspunkt. „Wer sich ernstlich mit Christus einläßt, verliert den Geschmack daran, ihn anzupassen und so umzuformen, daß seine Worte nur die Durchschnittsfrömmigkeit stützen und gutheißen.“ Der wirkliche Jesus sieht gefährlich und revolutionär aus. Gefährlich für die selbstgefällige Ruhe, die ihre Tugenden preist oder über ihre Sünden klagt. Revolutionär für die Mächte, die uns zurückhalten oder zurückziehen wollen in Verweichlichung und unfruchtbare Zufriedenheit. Jesus hatte in der menschlichen Gesellschaft seiner Zeit keinen Platz und mußte aus dem Wege geräumt werden. Die Jünger, die wirklich in seinen Spuren wandelten, haben auch keinen rechten Platz in der Welt gefunden. In der geistigen Entwickelung der Menschheit ist Jesus eine ewige Anklage und eben deshalb ein ewiges Vorwärts.

Als Söderblom im Herbst 1894 wieder nach Paris zurückkehrte und sich im eigenen Heim in der Villa Michon einrichtete, konnte er an seine eigentliche Aufgabe herangehen. „Von meinen zwei Vorgängern hat der eine die Kirche in Paris gebaut, der andere die Kapelle in Calais. Sollte ich eine Gemeinde bauen dürfen?“ fragt er in einem Brief. Wo war die Gemeinde? Nicht in der Kirche am Boulevard Ornano. Die lag viel zu weit entfernt von den Stadtteilen, wo die Mehrzahl der Skandinavier wohnte. Er glaubt anfangs nicht, daß er eine wirkliche Predigttätigkeit in Gang bringen kann, wie sie in einer schwedischen Gemeinde üblich ist, wo sich die Gemeindeglieder allsonntäglich um das Wort zusammenschließen. „Eine schlimme Erfahrung ist der geringe Kirchenbesuch“ im Laufe des ersten Sommers. Es wurde später anders. Die

Gemeinde kommt nicht zum Pfarrer. Er muß die Gemeinde aufsuchen. Sie ist über das ganze große Paris zerstreut, meistens arme Handwerker und Arbeiter, Künstler oder Geschäftsreisende, die in der Brandung der Weltstadt herumgeworfen werden. Die soziale Hilfsarbeit wird zur eigentlichen Aufgabe des Geistlichen.

Eine 'bonne à tout faire', ein Mädchen für alles, muß nach Söderbloms Erfahrung der Auslandsgeistliche sein. Man hat die sonderbarsten Vorstellungen davon, was er alles können und wozu er alles Zeit haben soll. Eine Mutter schreibt ihm und bittet ihn, ihre Tochter abzuholen, die mit dem Zuge am Gare du Nord ankommt, damit sie nicht in unrechte Hände fällt. Ein Büroangestellter, der einen Depositenschein gefälscht hatte, war nach Paris gereist, hatte sich nach verschiedenen Widerwärtigkeiten der Landstreicherei bezichtigt und war verhaftet worden. Wer schafft ihn wieder heraus? Ein Sattelmacher hat Werkstatt und Lager vertrunken. An wen wendet sich die notleidende Familie, wenn nicht an den schwedischen Pastor? Es bedurfte seiner ganzen menschlichen Weitherzigkeit und seines Verständnisses für alle diese sonderbaren Ansprüche, die an ihn gestellt wurden, um nicht zu verzagen. Einer drängt darauf, daß er einem Dienstmädchen eine Stelle besorgen solle, ein anderer verlangt, daß er umsonst Vertreter für irgend eine Ware werde. Eine arme kleine Tänzerin besucht ihn; sie hat ein vorteilhaftes Angebot in Aussicht, wenn sie nur ein Flitterröckchen hätte. Will ihr der Pastor nicht helfen?

Natürlich will er. Er muß die große Kunst lernen, die den Samariter im Gleichnis zum Urbild für alle christliche Barmherzigkeit gemacht hat, die Kunst, niemals dazustehen und sich nach einem anderen umzusehen,

der besser Zeit und eine größere Verpflichtung zur Hilfe hätte. Es ist Dein Nächster, greif zu! war es notwendig, daß er diese Kunst erst lernte? War es nicht ein innerer Zwang für sein reiches, warmes Herz, mit verschwenderischer Hand zu geben und zu helfen, soweit die Kräfte reichten, und sogar noch darüber hinaus?

Er hätte gerne am linken Seineufer gewohnt, um der Sorbonne näher zu sein. Aber der Kirchenvorstand war anderer Ansicht. Das Quartier Latin war eine Welt für sich, mit der sich das bürgerliche Paris nicht befaßte. Die echten Pariser sind mitten in aller Unruhe der Großstadt ein unglaublich konservatives und heimliebendes Volk. Söderblom selbst bewies dies einmal einem Landsmann, der es bezweifelte. Er fragte in einer Vorstadt eine kleine Alte, ob sie jemals 'auf der anderen Seite' gewesen sei, und erhielt zur Antwort: „Monsieur, je n'ai jamais vu l'eau!" Sie hatte niemals die Seine gesehen!

Der Pfarrer muß also zentral wohnen. Und als man erst zentral wohnte, fanden viele Besucher und Hilfsbedürftige den Weg zu dem kleinen Heim in der Rue Maleville, das einem Vogelnest verglichen worden ist. Da die Kirche so abgelegen war, war es günstiger, Passionspredigten und andere Andachtsstunden im Heim des Pfarrers zu halten. Zu einer Passionspredigt waren einmal vierundvierzig Zuhörer gekommen. Da mußte der Pfarrer unter der Türe predigen.

Eine traurige Seite der Sache war die wirtschaftliche Lage. All diese Hilfstätigkeit erforderte Mittel. Es war schwierig, sie zu beschaffen. Aber mit Freude entdeckte er, welch starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit und Verantwortung gegenüber der Not des Nächsten bei den

Landsleuten in der Fremde vorhanden war. Der Pastor war der Berufsbettler der Gemeinde. Man war der Ansicht, daß dies zu seinen Aufgaben gehöre, und fand sich mit seinen Besuchen in der Regel mit Gleichmut ab. Oft genug galt es, erfindungsreich zu sein, um helfen zu können. Bei einem Mittagessen hatte er die Frau des schwedischen Gesandten als Tischdame. Ganz plötzlich fragt er sie: „Was für eine Art Korsett tragen Sie, meine Gnädigste?“ Und bevor sich die Dame von ihrem Schrecken erholen konnte, fuhr er fort: „Ich bin überzeugt, daß Sie im Maison X kaufen. Dort kosten sie 200 francs, aber ich kann Ihnen das gleiche Korsett für 100 francs beschaffen.“ Er wollte einer armen schwedischen Näherin helfen, die für geringes Geld für die Firma arbeitete.

Die Arbeitslast, die auf ihm liegt, erscheint ihm manchmal übermenschlich schwer. „Meine Zeit ist furchtbar in Anspruch genommen. Ich bin allein, und für das, was getan werden sollte, gibt es keine Grenze. Ich möchte gerne wissen, was einer von den ‘Armeleut-Geistlichen’ in Upsala zu meiner Arbeit an den armen Seelen hier sagen würde, die in Not sind und ihre letzte Hoffnung auf mich setzen und mir damit eine mehr als menschliche Verantwortung aufbürden. Betrogen, enttäuscht, unsicher, überlaufen, — was kann ich anderes tun als mit frischem Mut immer wieder an die Dinge heranzugehen?“ Es ist ein Glück für ihn, daß er fühlt, mit welcher Liebe und mit welchem Vertrauen ihm die Gemeinde begegnet. Besonders in seinem Kirchenvorstand hat er ‘einige tüchtige Helfer’. Der Beruf des Geistlichen ist nicht zum wenigsten deshalb so geachtet, weil er wegen seiner sozialen Wirksamkeit einfach

unentbehrlich ist. Hier draußen hat man weder Zeit noch Lust, nach parteipolitischen oder religiösen Abstempelungen zu fragen. Das Wesentliche, das Notwendige wird zur Hauptsache. „Wir sind allesamt Menschen, weder mehr noch weniger, und das war unendlich lehrreich. Auf diese Weise wurde auch die Kraft des Evangeliums von Christo geprüft."

Liest man die kirchlichen Äußerungen des Erzbischofs Söderblom, seine Bußtagsaufrufe oder seine Erbauungsschriften, besonders die unvergleichliche 'Geschichte des Leidens Christi', dann ist wohl der stärkste Eindruck der, wie praktisch sein Christentum ist. Die religiöse Innerlichkeit fehlt nie, ihr Ton wurde im Laufe der Jahre immer tiefer, aber nichts hat er so gefürchtet wie die fromme Selbstsucht, das Bedürfnis des einzelnen, luftleeren Raum und Einsamkeit um das selige Erlebnis des Gottesgenusses zu schaffen. Die Gewißheit und die Schau des Glaubens müssen die Antriebe zum christlichen Handeln sein. Für ihn ist Christentum wirklich „nichts anderes als Glaube, der in Liebe tätig ist".

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Arbeit und die Erfahrungen in Paris diese Einstellung ganz besonders gefördert haben.

Hier wird vor allem ein praktisches Christentum gefordert, das seinen Wert in der Tat beweist. Für die theologischen Streitigkeiten, die daheim die Geister erregten, hat man hier wenig übrig. Oft gibt er der Freude darüber Ausdruck, daß hier niemand seinen Absichten mißtraut oder sie wegen jener theologischen Ketzereien verdächtigt. Und gleichzeitig betont er, daß die theoretischen Probleme bei weitem nicht so viel bedeuten, wie

er während der Jahre in Upsala gedacht hatte. Er schreibt am 27. Oktober 1896: „Es ist ein Glück und ein Segen für einen Geistlichen, vor und unter Menschen zu stehen, die bei der Beurteilung seines Wirkens nicht den Maßstab der Orthodoxie oder des Pietismus anlegen, so daß er je nach seiner theologischen Richtung oder der Art seiner Frömmigkeit Geltung erlangen könnte, sondern die nur für das Praktische ein Auge haben, für das Wirklichste: den Glauben und seine Kraft im Werke der Liebe. Einigen meiner theologischen Grundsätze habe ich, nicht ohne eine heilsame Demütigung, einen anspruchsloseren Platz in der Rangordnung meines theologischen Denkens anweisen müssen. Und Du mußt nicht glauben, daß ich Bibelkritik oder Aufklärung predige. Eine Dame hier war ganz erschrocken, als ein Gerücht wegen meines Mangels an Orthodoxie zu ihr gelangt war. Sie hatte mich regelmäßig und aufmerksam gehört und hatte nie etwas gemerkt, was ihre Vorstellung von reiner Lehre störte."

Daß ihn seine Gemeinde draußen einfach und praktisch predigen hörte, machte die Mühe der Predigtvorbereitung nicht leichter. Wenn er aus der Kirche heimkam, pflegte er stets zuerst eine Weile Klavier zu spielen. Dann las er den Text des nächsten Sonntags, zuerst im Gesangbuch, dann in seinem sehr abgegriffenen griechischen Testament, und begann ihn zu überdenken. Während der Woche überdachte er den Text, und auf den ständigen langen Fahrten in Autobus und Straßenbahn setzte er die Meditation fort. Am Ende der Woche schrieb er dann seine Predigt nieder. Ich erwähne dies nur, weil ich oft der Meinung begegnet bin, daß Söderbloms Reden und Aufsätze aus der Eingebung des

Augenblicks entstanden seien, und daß die Gabe der Meditation ihm unnötig oder fremd gewesen sei.
In der Heimat nahm man es mit der reinen Lehre etwas genauer. In Paris gab es zahlreiche skandinavische Dienstmädchen, und Frau Söderblom begann für sie mit einer Wirksamkeit, für die man Anschluß an den Christlichen Verein Junger Frauen suchte. Dabei stieß man auf unerwartete Schwierigkeiten, die von Schweden her bereitet wurden. Die Leitung war der Ketzerei verdächtig. Es bedurfte eines Druckes vom Generalsekretariat in London, um den Widerstand zu überwinden.
Söderblom hatte selbst dafür gesorgt, daß man in Schweden seine Ketzerei nicht vergaß. Der Hofprediger E. D. Heuman hatte unter dem schönen Titel „Der Ritschlianismus und die Gemeinde oder das Heidentum im Heiligtum“ eine Streitschrift herausgegeben; für Heuman, der mehr ein eifriger als ein gründlicher Kritiker war, bedeutete der Ritschlianismus die furchtbarste Verirrung, weil sie „sich auf höchst satanische Art als Engel des Lichts tarnt, indem sie sich in die Sprechweise eines richtigen kirchlichen Bekenntnisses kleidet“. Als Heilmittel gegen diese Gefahr empfiehlt er die Anwendung des geistlichen Strafgesetzes. Ferner schlägt er vor, daß Pfarramtskandidaten, die von Ritschls Lehre angesteckt sind, das praktisch-theologische Examen nicht machen dürfen. Unter keinen Umständen dürften sie das Lizentiatenexamen der Theologie bestehen —, bei niedrigeren Prüfungen der theologischen Gelehrsamkeit betrachtete er die Verirrung anscheinend als weniger gefährlich. Sollten diese oder ähnliche Strafmaßnahmen aus Gründen menschlicher Bequemlichkeit nicht zur Anwendung gebracht werden, so prophezeit er die düstersten Fol-

gen: „Es kann sein, daß Gott selbst eingreift und Recht spricht und damit Seine Ehre rettet, wie er es schon einmal mit Elis Söhnen und vorher mit Korahs Kindern in der Wüste tat."

Die Drohung, daß sich die Erde auftun und die theologischen Gegner verschlingen würde, war wohl auch für die damalige streitbare Orthodoxie zu stark. Söderblom schrieb eine scharfe Entgegnung und schickte sie an die Göteburger Handels- und Schiffahrtszeitung. Der Herausgeber der Zeitung, der alte Hedlund, antwortete ihm selbst und schrieb, daß er die Ausdrucksweise an manchen Stellen zu scharf fände, und daß er seine Zeitung überhaupt nicht für theologische Streitigkeiten zur Verfügung stellen wolle. Söderblom arbeitete daraufhin seine Entgegnung um; seine Frau, die jetzt wie auch oft später als sein kritisches Gewissen Dienst tat, strich einen Teil, und dann wurde die Arbeit als Broschüre veröffentlicht. Sie erregte allerlei Aufsehen. Selbst der Freund Göran fand sie „unheimlich".

Freilich ist diese Arbeit im Tone schärfer als irgend eine andere Streitschrift, die aus Söderbloms Feder geflossen ist. Aber wenn man die Heumanschen Ergüsse kennt, auf die sie die Entgegnung darstellt, kann man kaum sagen, daß er schärfere Waffen geführt habe, als die Not der Abwehr erforderte. Der Angriff auf die wissenschaftliche Lehrfreiheit und das schroffe Ketzerurteil über die Theologie, die ihm zu geistiger Freiheit und Klarheit verholfen hatte, mußten seine berechtigte Empörung erregen.

Die kirchlich Konservativen in der Heimat vergaßen diesen theologischen Kampf nicht. Als er einige Zeit später eine Reihe von Aufsätzen an die „Kirchliche Zeitschrift"

sandte, bekam er seine Arbeiten mit der Erklärung zurück, daß man zwar nichts gegen diese Aufsätze einzuwenden habe, daß aber die Schriftleitung keinen Beitrag von dem Verfasser aufzunehmen wünsche. Das „Lutherische Monatsblatt“ war der Ansicht, daß der Pastor Söderblom abgesetzt werden müsse. Man stelle sich vor, was es für Söderbloms Entwicklung bedeutet hätte, wenn das Blatt seinen Willen hätte in die Tat umsetzen können!

In der Hitze des Gefechtes hatte sich Söderblom scharfe Worte erlaubt. Man kann auch nicht behaupten, daß er je dem Streit ausgewichen wäre. Die Kampfeslust der Jugend und die trotzige Freude am freien Wort, auch wenn es um gefährliche und unbequeme Wahrheiten geht, verleugnet sich bei ihm nicht. Aber wer ihn kennt, weiß, daß es ihm viel mehr lag, Einheit und Harmonie mit anderen zu finden, die im Wesentlichen doch denselben Glauben haben, als nach Streitpunkten und trennenden Lehren zu suchen. Aus kirchlichen Kreisen der Heimat vernahm er oft, daß seine Anschauungen einen luftleeren Raum um seine Person geschaffen hätten, und in seiner Feinfühligkeit litt er unter der Kälte und dem Mißtrauen, die ihm begegneten.

Aber er beharrte unerschüttert auf seinem Standpunkt. Der Unwille und der Widerstand, die er erregte und erfuhr, überzeugten ihn davon, daß hier eine Kluft vorhanden war, eine geistige Spannung, die man sich nicht verhehlen durfte, wenn man es mit der Pflicht zur Wahrheit genau nehmen wollte. Er schreibt am 8. Oktober 1896: „Vereinsamung, — und vereinsamt bin ich auch hier in gewissem Grade — bewirkt ein starkes und alles übersteigendes Gefühl für das Wesentliche. Aber man ver-

gißt dabei leicht des Tages Notdurft. Und ich werde von daheim immer wieder daran erinnert, daß viel Jätarbeit nötig ist vor der Saat. Ich bin immer wieder aus der tiefen inneren Verbundenheit mit all denen, die mit mir eines Glaubens und guten Willens sind, in einen kalten Raum hinausgestoßen worden, wo meine Worte mißverstanden oder von lärmenden Stimmen übertönt werden, die mich nicht zu Wort kommen lassen wollen, weil sie meinen, die Wahrheit gepachtet zu haben. Sam (Fries) empfindet an seiner Stelle noch stärker als wir hier die Notwendigkeit dessen, was er 'Reformarbeit' nennt. Wir dürfen diese Unduldsamkeit nicht übersehen, wir müssen ordentlich anpacken, damit das Evangelium unseren Zeitgenossen nicht verhüllt und seine Kraft nicht geschwächt werde. Wir dürfen nicht meinen, daß man uns um unseres Glaubens und unserer Liebe willen unsere Neigung, frei zu denken und zu sprechen, verzeihen wird."

Söderblom begegnete in Paris neuen Menschen, die eine eigene Einstellung zum Leben hatten und das Dasein auf eine andere Art auffaßten, als er es gewöhnt war. Vor allem waren es Künstler. Er fühlte sich zu ihnen hingezogen und sie zu ihm; hier war eine innere Verbundenheit spürbar. Zwar schuf er nicht, wie sie, in Farben und Marmor, aber er liebte es, sein Leben zum Kunstwerk zu formen, und er sah in vielem die Welt mit den Augen eines Künstlers. Unter den schwedischen Künstlern, die sich ständig oder für längere Zeit in Paris aufhielten, erwarb er sich viele Freunde.

Die Bekanntschaft mit den Männern der Kunst gab Söderblom nicht nur Gelegenheit, viel zu lernen, sondern brachte auch mancherlei Aufforderungen, zu hel-

fen. „Es ist von großem Interesse, das Leben der Künstler kennenzulernen“, schreibt er am 11. Januar 1895. Gewöhnlich sehe ich nur die düstere Seite. Im Augenblick habe ich den Auftrag, für Strindberg zu betteln, der von seiner zweiten Frau verlassen ist, krank darnieder liegt und in ein Krankenhaus will, und für einen schwedischen Bildhauer allerersten Ranges.“ Söderblom traf wahrscheinlich nie mit Strindberg persönlich zusammen und sorgte dafür, daß dieser niemals von der Hilfe erfuhr, die er ihm hatte angedeihen lassen. So entging er dem grollenden Unwillen, den der große Menschenfeind denen zu erweisen pflegte, denen er sich zu irgend einer Dankesschuld verpflichtet fühlte.

Später, als Söderbloms Einfluß wuchs, gedachte er seiner Freunde unter den Künstlern mit Aufträgen und Bestellungen. Der feine, zarte Sörensen-Ringi schuf in seinem Auftrage die Reliefs zu Altar und Kanzel der Dreifaltigkeitskirche in Upsala. Als er die Gethsemane-Szene darstellte, wies ihn Söderblom darauf hin, daß der Heiland im Garten nicht im Stehen abgebildet werden dürfe mit zum Himmel gewandtem Blick in überirdischer Ruhe; er solle ihn als einen Menschen darstellen, der sich windet in Angst und Qual.

Hilfe war den Künstlern nötig auf mancherlei Art. Schwache Charaktere brauchten feste Führung, die ihren Willen stählte und ihrer Arbeit Schwung gab. Im Sommer 1899, als Frau und Kinder zu Hause in Norrala weilten, hatte Söderblom den Maler Otto Holström bei sich wohnen, eine liebenswürdige, feine Natur, aber mit einem Zug zur Bohème. Man lebte sehr einfach, meist von Hafergrütze. Söderblom arbeitete an seinem Buch „La Vie Future“, und Holström malte ein Altarbild für die Ka-

pelle. Es ist nicht erstaunlich, daß eine der Gestalten des Bildes die Züge Nathan Söderbloms trägt.
Aber auch außerhalb des Künstlerkreises trifft er Menschen, die nicht in die üblichen Einteilungen hineinpassen und nicht nach hergebrachten Maßstäben beurteilt werden können, Persönlichkeiten, die seinen Blick für den widerspruchsvollen Reichtum des Menschlichen weiten. Besonders oft wird in Briefen und Äußerungen der ersten Pariser Jahre der Name Alfred Nobel genannt.
Nicht nur der Umstand macht seine Bekanntschaft für Söderblom wertvoll, daß dieser eigenartige, geistig sehr selbständige Mann der warmherzige Geber und Helfer war, wenn man es verstand, ihn auf die richtige Art zu nehmen, sondern er erregte auch als Mensch sein Interesse. Bei seinem Tode schreibt er an Göranson: „Alfred Nobel war einer der bedeutendsten Menschen, die ich je getroffen habe. Er war ein Genie in seiner schöpferischen Behandlung des Stoffes. Was mich eigentlich an ihm fesselte, war seine tiefe Frömmigkeit, verbunden mit einem starken Mißtrauen gegen alle äußere Machtgier, die sich im Namen der Religion und der Kirche geltend macht. Er galt als Pfaffenhasser und Gottesleugner. Ich kam auf eine eigentümliche Art und Weise mit ihm in Berührung und gewann sein Vertrauen. Da entdeckte ich hinter der zweiflerischen und kritischen Ausdrucksweise des alten Sonderlings und hinter seiner mißtrauischen Sucht nach Selbständigkeit eine Kinderseele, die hungerte und — von Liebe lebte.“ — Söderblom hatte die wunderbare Gabe, die Ader von Edelmetall zu entdecken, wo andere nur schroffes Urgebirge sahen.

Im Dezember 1896 sprach er an Nobels Bahre in San Remo und zitierte seine eigenen Worte, die einem Manuskript entnommen waren, mit dem Nobel sich in den Wochen vor seinem Tode beschäftigt hatte: „Das Leben hier und das Leben nach dem Tode ist ein ewiges Rätsel; aber sein erlöschender Funke erweckt uns zu heiliger Andacht und macht jede Stimme verstummen außer der Stimme der Religion. Die Ewigkeit hat das Wort."

In seinem Amtsbericht an den Erzbischof im folgenden Jahre spricht Söderblom von dem eigenartigen Testament Nobels. Es zeige „die gleiche Mischung von großartiger, rührender Begeisterung und Einsatzbereitschaft für das Glück und den Fortschritt der Menschheit mit gewissen Eigentümlichkeiten des Sonderlings", wie sie Nobel im Leben auszeichneten. Er hätte es sich nicht träumen lassen, daß ein Preis aus Alfred Nobels Vermächtnis einmal sein Lebenswerk krönen sollte.

Das Brausen der Weltstadt hat viele fremdartige Töne. Einer von denen, die sich aufmerksamer Beobachtung zuerst aufdrängen, ist das dumpfe unterirdische Grollen, das man aus den tieferen sozialen Schichten vernehmen kann, über denen das glänzende Pariser Kulturleben aufgebaut ist, und das Entladung und Zerstörung ahnen läßt. Einer von Söderbloms ersten Pariser Briefen spricht schon von dem Vormarsch des Anarchismus. Er empfindet es als ein Glück, dem „freiesten aller Völker" anzugehören, und hegt nur den einen Wunsch, daß die Schweden die Aufgabe verstehen möchten, die ihnen in dieser Zeit auferlegt ist.

Er hatte ja selbst eine wirklich demokratische Erziehung erhalten und kannte die Lebensbedingungen des Hand-

arbeiters aus Erfahrung. Bereits als Student hatte er für die soziale Frage Interesse gezeigt. In einem Aufsatz „Das Christentum und die moderne Arbeiterbewegung“ aus dem Jahre 1892 hat er im Anschluß an Herrmann zu zeigen versucht, daß das Mißtrauen und die Abneigung der Arbeiter gegen das kirchliche Christentum der Berechtigung durchaus nicht ermangeln, und daß es die Pflicht der Christen sei, dieses Mißtrauen durch die Tat zu überwinden und nicht nur in Worten zu zeigen, was die christliche Lehre will und vermag.

Aber in Paris rückte ihm die soziale Frage dicht auf den Leib. Aufs heftigste erregten ihn die unerträglichen Bedingungen, unter denen die schwedischen Seeleute ihre harte, schlecht entlohnte Arbeit verrichten mußten. Er ist Augenzeuge, wie ein Dampfer nach überhetzter Ladearbeit gerade am Heiligen Abend in See sticht, — kaum daß der Pfarrer noch die Möglichkeit hat, durch eine unvorbereitete Weihnachtsfeier der Besatzung noch eine Ahnung von der Weihe und Freude des Festes zu vermitteln. Ein anderer Dampfer will am Weihnachtstag laden, und nur die entschlossene Weigerung der französischen Hafenarbeiter rettet die Feiertagsruhe der Seeleute. Die Tätigkeit unter den vielen Armen der Pariser Gemeinde schärft Söderbloms Blick für die soziale Not.

Das Gefühl, daß die Christenheit und die Kirche ihre Verantwortung der sozialen Notlage gegenüber, die durch die Industrialisierung Europas geschaffen worden ist, nicht so auffassen, wie sie sollten, läßt ihn seine Blicke auf die von Friedrich Naumann geleitete christlich-soziale Bewegung in Deutschland lenken. Mit seinem Freunde Christoffer Norlin zusammen nimmt er im No-

vember 1896 an dem „Evangelisch-Sozialen Kongreß“ in Erfurt teil, nachdem er auf dem Hinwege Marburg besucht und Baldensperger und Herrmann gehört hatte. Der Geist, der auf dem Kongreß herrscht, sagt ihm außerordentlich zu. Naumanns lebendige, aufrechte Persönlichkeit und seine mitreißende Beredsamkeit fesseln ihn. Er schreibt am 23. November aus Erfurt: „Ich treffe hier ein Christentum, wie ich es haben will, tatkräftig, aber nicht methodisch, männlich, nicht prahlerisch, innerlich, nicht göttergleich erhaben. Naumann ist ein gewaltiger Mensch. Ich glaube, daß er noch große Dinge ausrichten wird. Man hat bereits die Laien und Theologen, die des theologischen Gezänkes und der Kirchenpolitik überdrüssig sind, in einem einigen und kräftigen Willen gesammelt, um in dieser Not der Gesellschaft zu helfen. Solche Männer brauchen wir. Dann bekommt die Posaune einen bestimmten Klang.“
Seit über einem Jahr hatte Söderblom regelmäßig Aufsätze an die „Neue Tageszeitung“ gesandt, bei deren Schriftleitung er mehr Entgegenkommen gefunden hatte als bei „dem Pfarrerorgan mit seiner Jesuitenmoral“. In dem kindlichen Glauben, daß nachdenkende und rechtschaffene Menschen ohne Rücksicht auf Partei- und Klassenegoismus den Ernst der Lage verstehen und beherzigen würden, sendet er der Zeitung einen Bericht über die Erfurter Tagung des Christlich-Sozialen Kongresses; aber er muß mit Bitterkeit feststellen, daß gewisse starke Ausdrücke der Teilnahme án der sozialen Befreiung der Arbeiterklasse von der Schriftleitung gestrichen worden sind. Er ist über die Verblendung der herrschenden Klassen sehr aufgebracht. In einem Brief vom 22. Dezember 1896 heißt es: „Die soziale Frage ist

bei uns in Schweden in weit größerer Ausdehnung vorhanden, als es die organisierte Unzufriedenheit in Erscheinung treten läßt. Schwere Mißstände, die, wenn sie einmal als solche empfunden worden sind, nicht ohne Abhilfe bleiben können, sind bei uns auf dem Lande und in der Stadt, zu Lande und zu Wasser vorhanden. Ich kenne die Lage der Seeleute ein wenig, und ich könnte von ihrer empörenden Behandlung und ihren empörenden Arbeitsbedingungen allerlei erzählen. Ich habe mich mehr als einmal über diese Reeder und auch über die Empfänger der Waren aufgeregt, für die der Arbeiter nur schlecht und recht eine Maschine ist, und die — mit den Waffen des freien Wettbewerbs — eine ganze Schiffsmannschaft dazu zwingen, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag zu arbeiten, nur um noch einige hundert Kronen zu ihrem Jahresverdienst hinzulegen zu können. Und ich habe manchesmal die Geduld und die Arbeitszucht bewundert, mit der eine geplagte Mannschaft solche Zustände aushalten kann. Warum sollen die Sozialdemokraten die ersten sein, wenn es gilt, Mißstände der Gesellschaft aufzuspüren und mitzufühlen und die Übeltäter an den Pranger zu stellen?“

Diese Frage muß dem sozialen Wirklichkeitsdenken unverzeihlich kindlich erscheinen. Aber sie enthält Söderbloms soziales Programm, jenen Grundsatz, der seinem Kampf für Gerechtigkeit und Frieden in der Gesellschaft als Leitstern diente. Er bestreitet die Notwendigkeit des wirtschaftlichen Klassenkampfes durchaus nicht. Im Gegenteil, er verficht die Koalitionsfreiheit der Arbeiter mit großer Entschiedenheit. Aber als Christ stellt er sich außerhalb dieses Kampfes. Er betrachtet es nicht als aussichtslos, in den herrschenden Klassen das Verant-

wortungsgefühl für die Schwachen und Geringen in der menschlichen Gesellschaft zu wecken. Angeblichen wirtschaftlichen Gesetzen und krasser Geldgier stellt er mutig das evangelische Liebesgebot entgegen. Er wagt zu glauben, daß Wahrheit und Recht und die pochende Unruhe des Gewissens Mächte sind, die auch in jener dinglichen Ordnung etwas ausrichten, die man den Mechanismus der Gesellschaft nennt. Seine Naivität ist von der gleichen Art wie die der Bergpredigt und die des Heiligen Franz von Assisi.

Im Frühjahr 1897 studierte Söderblom eifrig die soziale Frage. Auf dem von Sam Fries geleiteten religionswissenschaftlichen Kongreß des gleichen Jahres hält er einen bedeutsamen Vortrag über Religion und soziale Entwickelung, der im folgenden Jahre in erweiterter Form auf Deutsch erscheint. Er betont, daß Religion und Gesellschaft zwei selbständige Welten mit eigenen Gesetzen sind, zwei Lebensbereiche, in denen wir Bürgerrecht haben können und haben müssen. Sie greifen ineinander, und keiner kann ohne das andere bestehen. Aber die Religion steht an sich außerhalb und über der Gesellschaft. Christi Reich ist nicht von dieser Welt. Daraus folgt, daß die Sache der Religion niemals einer bestimmten Partei, einer bestimmten Gesellschaftsschicht verschrieben werden darf, einem bestimmten sozialen Programm. Die Konservativen haben kein Recht, die Interessen der Kirche mit ihren eigenen gleichzusetzen. Aber sozial eingestellte Christen haben ebenso unrecht, wenn sie das Evangelium mit dem Sozialismus verbinden. Die Religion ist für alle da.

Söderblom hatte warmes Mitgefühl für den Freiheitskampf der Arbeiter und Verständnis für die kühnen

Worte ihrer Sprache. Die Arbeiter leben in unseren Tagen in drückenderer Knechtschaft als während der wirklichen Sklaverei. Denn im Sklavenverhältnis zu seinem Herrn war noch eine persönliche Beziehung vorhanden, die im modernen Arbeitsverhältnis fehlt. Zum patriarchalischen Zeitalter führt kein Weg zurück. Die Arbeiter sind erwachsene Menschen und wollen nicht wie Kinder behandelt werden. Mit einem wohlwollend aufgeklärten Despotismus, der den Arbeitern Bildungsmöglichkeiten, Versammlungsräume, bessere Wohnungen und gesunde Arbeitsbedingungen gibt, ist noch gar nichts getan. Sie müssen ihre Sache selbst in die Hand nehmen, und ihre Koalitionsfreiheit und ihr Recht auf Selbstverwaltung muß ohne Feilschen anerkannt werden. Aber die Kirche darf deswegen nicht mit der Sozialdemokratie gemeinsame Sache machen.

Wenn sich also das Christentum an kein bestimmtes Parteiprogramm binden darf, so bedeutet das nicht, daß die christliche Forderung nach Gerechtigkeit bei rosenroten allgemeinen Ideen, weit entfernt von den Bedingungen und Möglichkeiten des wirklichen Daseins, verharren darf. Das christliche Liebesideal kann und muß in der gegenwärtigen Lage die Gestalt gewisser, bestimmter Forderungen annehmen. Die Kirche muß für das Recht der Arbeiter auf Arbeit eintreten, für einen Arbeitslohn, der ein menschenwürdiges Dasein sichert, für volle Sonntagsruhe und für die Möglichkeit eines wirklichen Familienlebens.

Ernst Troeltsch hat in einer etwas herablassenden Besprechung in der „Theologischen Literaturzeitung“ 1899 darauf hingewiesen, daß es Söderblom unterlassen habe, zu beweisen, ob und bis zu welchem Grade das Christentum überhaupt einen Einfluß auf die Naturgesetze habe,

die das soziale und wirtschaftliche Leben lenken. Der schwedische Armenpfarrer von Paris hätte sicher darauf antworten können, daß das Christentum seine Macht und seine Zuständigkeit in dieser Richtung nicht in gelehrten Erörterungen sondern mit der Tat beweisen müsse. Der Erzbischof und die Ökumene waren darin einer Meinung.

Denn an dem christlich-sozialen Programm, das Söderblom in diesen Aufsätzen der neunziger Jahre vorgelegt hatte, hat er in seinen wesentlichen Zügen treu festgehalten. Nichts widerstand ihm mehr, als daß eine besondere politische Partei die Kirche für sich in Anspruch nehmen und als ihr Beschützer auftreten wollte. Die Kirche soll das Gewissen aller Parteien und das Eigentum des ganzen Volkes sein. Es ist bekannt, daß man aus diesem Grunde seinen Bestrebungen in gewissen Kreisen in Schweden sehr kühl gegenüberstand, solange dies möglich war, und ehe die Bewunderung der ganzen Welt es engstirniger Spießbürgerlichkeit schwer machte, zu zeigen, was man wirklich dachte.

Sucht man sein Streben nach sozialer Gerechtigkeit unparteiisch zu beurteilen, dann wird man allerdings zugeben müssen, daß sein Programm eine Kirche zur Voraussetzung hat, die eine unabhängigere Stellung dem Staate gegenüber besaß als es in Schweden der Fall war. Von einem Standpunkt über den Parteien aus nach allen Seiten hin Recht zu sprechen ist für eine vom Staate abhängige Volkskirche eine übermenschlich schwere Aufgabe. Theoretisch hat die Kirche natürlich die Freiheit, die Forderungen der Gerechtigkeit und der Wahrheit rücksichtslos zu vertreten. In der Wirklichkeit aber wird sie als eine vom Staate mit Vorrechten ausgestattete Gemein-

schaft ihr eigenes Interesse und geradezu ihren Bestand leicht mit jener oder jenen Parteien verknüpft sehen, in deren Händen die Macht im Staatswesen liegt und also auch danach handeln. Diese Unklarheit des Standpunktes verleiht der Stellung der Kirche zu den sozialen Fragen eine gewisse Schwäche. Der soziale Reformeifer der Kirche stößt daher oft auf Mißtrauen und Mißbilligung von beiden Seiten.

Söderblom gelang es dank seiner Energie und seiner glänzenden Beredsamkeit, die Stellung der Kirche als einer freien geistigen Gemeinschaft an der Seite des Staates zu behaupten. Es ist sehr viel leichter, einen solchen Anspruch zu erheben als ihn erfüllt zu sehen. Aber sowohl seine Gegner wie die Pessimisten in den eigenen Reihen mußten anerkennen, daß er getan hat, was Menschenwille vermag, um unter den gegebenen Verhältnissen die sozialen Pflichten der Kirche zu erfüllen. Am erfreulichsten für ihn war es, daß er schließlich auch die schwedischen Arbeiter davon überzeugt hat, daß er aus tiefstem Herzen heraus nichts anderes wollte als ihr Wohl. An seiner Bahre stand das ganze Volk, einig in seiner Trauer.

Söderblom fühlte sich wohl in Paris. Die Stadt fesselte ihn wie so viele andere, oder, richtiger gesagt, mehr als andere. Denn seine Natur hatte eine unbestreitbare Verwandtschaft mit dem 'esprit gaulois'. „Wer das Herz von Paris hat schlagen hören, vergißt es niemals." Er bewundert die persönliche Kultur der Franzosen, ihre wunderbare Liebenswürdigkeit, ihr Anpassungsvermögen und ihren guten Humor in der Enge und dem Durcheinander der Weltstadt, und nicht zuletzt die 'märchenhafte Schönheit' von Paris. Paris ist immer noch die große Arena der

Weltkultur, ihre Visitenkarte, und „keine Stadt der Neuzeit hat eine ähnliche Geschichte“.
Und doch, trotz aller dankbaren Anerkennung bleibt ein gewisser Vorbehalt in seinem Herzen. Ganz kann ihn die französische Kultur nicht gefangen nehmen. „Ich glaube, daß Paris die geistige Führung nicht mehr in Händen hat. Die haben die Germanen ergriffen und werden sie behalten.“ Zuweilen spürt er, stärker als sonst, daß sein Geist zuinnerst eine andere Verwandtschaft hat. Während der Oktobertage 1896, als der russische Zar Paris besuchte und das Volk dem Selbstherrscher des halbbarbarischen Zarenreiches zujubelt, vernimmt er, nicht ohne einen gewissen Stolz in seinem urschwedischen Herzen, hinter den Lebe-Hoch-Rufen die dumpfe Furcht vor der wachsenden Stärke der Germanen. Richtig geistig seßhaft kann er in Paris niemals werden. Er vergißt nicht, daß er hinausgereist ist, um wiederzukehren. Am 2. September 1895 schreibt er an seinen Freund Palmgren: „Ich fühle mich aus meiner Wirksamkeit in unserer Kirche zuhause herausgerissen, die mir nach meiner Ansicht angewiesen ist. Deshalb sehne ich mich heim. Aber ich will nicht kommen, ehe ich das nicht mit dem gutem Gewissen tun kann, hier draußen etwas geleistet zu haben. Zu diesem Etwas gehört auch die wissenschaftliche Arbeit, mit der ich nicht fertig geworden bin, ehe ich reiste.“
So früh es seine aufgabenreiche Gemeindearbeit erlaubt hatte, war er an seine Studien herangegangen. Sein Lehrer im Altpersischen wird der tiefgelehrte Maillet, ein Asket der Wissenschaft. Sein Auftreten ist so ernst und würdig, daß Söderblom, als er ihn dreißig Jahre später als Redner im Olaus-Petri-Stift begrüßt, in dem Glauben lebt, sein verehrter Lehrer sei mehrere Jahre älter als er

selbst. In Wirklichkeit war er zwei Jahre jünger als Söderblom.

Religionsgeschichte hörte er bei Léon Marillier. Wie viele französische Gelehrte lebte Marillier in wirtschaftlich dürftiger Lage, und ein guter Teil seiner Zeit war mit Unterricht in verschiedenen Schulen ausgefüllt; er war eine offene, großherzige Natur, und Söderblom schätzte ihn sehr. Es entwickelte sich eine wirkliche Freundschaft zwischen den beiden Männern. Mit großer Freundlichkeit stellte Marillier Söderblom seine Niederschriften über die Jenseitsvorstellungen der primitiven Völker zur Verfügung.

Die französische evangelische Fakultät der Universität Paris, die früher der Universität Straßburg angehört hatte, war nach dem siebziger Kriege der Sorbonne angegliedert worden und war zu jener Zeit ihre einzige theologische Fakultät, nachdem die katholische aus Mangel an Schülern aufgelöst worden war. Die Fakultät hatte zwei wirklich bedeutende Namen. Der Dogmatiker Menegoz war zwar kein genialer Mann, aber gelehrt und gründlich. Söderblom hatte schon in den ersten Wochen seines Pariser Aufenthalts seine Bekanntschaft gemacht, und er wurde der einzige unter den Pariser Theologen, dem er persönlich nahe kam.

Der große Mann der Fakultät war indes Auguste Sabatier, der für Söderbloms geistiges Wachstum am meisten bedeutet hat. Sabatier war geistreich, voller Ideen, vielseitig und fein gebildet, auch auf literarischem und ästhetischem Gebiet. Als er im Alter von achtundfünfzig Jahren seine Religionsphilosophie herausgab, wurde er mit einem Male eine Berühmtheit. Die Arbeit erregte sowohl

in der katholischen wie in der protestantischen Welt unerhörtes Aufsehen, und ihr Verfasser zählte von nun an zu den Sternen der Sorbonne.

Jeden Dienstag hielt Sabatier Sprechstunden für Studenten und Theologen, und in diesen Sprechstunden war Söderblom oft anwesend. Sabatier war ein Mann nach seinem Herzen, er bewundert seine Furchtlosigkeit, seinen Weitblick und seine rednerische Form. Schon am 19. Februar 1894 berichtet er, daß er eine glänzende Vorlesung von der „Zierde der Fakultät“ Sabatier gehört habe. „Er sprach offen und rückhaltlos von dem Grundsatz des Protestantismus und gegen alle äußere Autorität. Und er sprach mit hinreißender Begeisterung und frischem Glaubensmut über den Anspruch des Protestantismus an uns und über seine gewaltigen Zukunftsaussichten: ‘Geht voran mit Glauben und Wahrheitsliebe! Fragt nicht, wohin ihr kommt. Gott sorgt für euch’.“ Er hält Sabatier für den besten akademischen Lehrer, den er je gehört hat. „Könnte ich ihn nach Upsala holen!“

Als Sabatiers Buch „Esquisse d’une Philosophie de la Religion“ (Untersuchungen zur Religionsphilosophie) erschien, kannte seine Begeisteruung keine Grenzen. Er schreibt am 2. März 1897: „Ich lese und freue mich. Freilich vermisse ich einiges, aber es wäre Barbarei, davon zu sprechen, denn es handelt sich um ein Meisterwerk, das von einer großen, lebendigen und warmen Persönlichkeit in eine schöne und vollendete Form gegossen worden ist. Diese Arbeit scheint mir das Bedeutendste zu sein, was nach Ritschls oder Harnacks Dogmengeschichte erschienen ist. Aber Sabatier ist eine viel reichere Persönlichkeit als Ritschl, und seine Auffassung des Dogmas ist weniger dogmatisch als die Harnacks,

Diese Arbeit wird tief wirken, besonders natürlich im französischen Sprachgebiet."

Sabatiers Werk kann, so meint Söderblom, in einer Reihe mit Pascal und Vinet genannt werden. Sabatier selbst fühlte sich vor allem als Pascals Schüler. „Der alte Sabatier", schreibt Söderblom, „ist ein herrlicher Mensch. Von allen, die ich kenne, stellt er das Ideal eines Theologen am umfassendsten dar. Niemand außer ihm möchte ich ähnlich werden. Er ist ein lebendiger Mensch, kein Sonderling feinerer oder gröberer Art. Sabatiers Geheimnis ist dies: Er ist gleichzeitig Theologe, Historiker und Dogmatiker, Literaturkenner und Zeitungsmann, und leistet auf jedem dieser Gebiete mehr als Durchschnittliches." Im nächsten Jahre erschien Sabatiers Werk in schwedischer Sprache, übersetzt von Söderblom.

Französischer Geist und französische Klarheit, wissenschaftlicher Schwung ohne fachmäßige Enge, Kulturinteressen, Rednergabe — es war nur natürlich, daß Sabatier mit diesen Eigenschaften Söderbloms Ideal wurde. Nicht, daß dies Ideal eine ganz neue Richtung in Söderbloms Entwickelung bedeutete; es wirkte vielmehr deshalb so stark, weil Sabatier war, was Söderblom werden wollte und was er dank seiner Anlage schließlich auch wurde. Aber die Nähe der glänzenden Persönlichkeit Sabatiers war ein günstiger Boden für die Entwickelung dieser Eigenschaften. Söderbloms umfassender Geist hatte Verbindung und Verwandtschaft mit einem jeden der großen Kulturvölker. Er hatte den praktischen Tätigkeitsdrang der Amerikaner, ihre Fähigkeit, anzupacken, im rechten Augenblick zuzugreifen; in seiner hohen Achtung vor Überlieferung und organischer Entwickelung zeigt er Verwandtschaft mit englischer Art. Mit den

Deutschen verband ihn die hohe Schätzung, die er dem Wissen, der Gelehrsamkeit zollte; er hatte große, fast übertrieben große Achtung vor knifflich philologischem Wissen; wer nur etwas von mesopotamischen Sprachen verstand, gehörte für ihn zu einer besonderen Menschenklasse. Aber den Franzosen war er als Mensch im Umgang und Auftreten am ähnlichsten.

Mit untrüglichem Instinkt hatte Söderblom trotzdem bereits bei seiner ersten Begegnung mit der französisch-reformierten Theologie empfunden, daß hier ein tiefer Unterschied in den grundlegenden Voraussetzungen vorhanden war. Den Männern der Pariser Schule fehlte nicht die religiöse Innerlichkeit, aber ihre Frömmigkeit — besonders bei Sabatier hatte sie Wärme und befeuernde Kraft — war nicht so zentral auf Christus gerichtet, wie es Söderblom bei der schwedischen Erweckungsbewegung und bei Luther gefunden hatte. Seine Bewunderung für Sabatier als Menschen und für seine glänzende formale Begabung hat zwar allmählich das Gefühl für diesen inneren Gegensatz übertönt, aber er war auch weiterhin vorhanden.

Söderbloms Stellung zu den wissenschaftlichen und theologischen Problemen war in entscheidenden Punkten von der Sabatiers verschieden. Die Frage nach Glauben und Wissenschaft, Religion und Kultur stand für beide im Vordergrund, aber der Konflikt hatte in beiden Fällen einen ganz verschiedenen Inhalt. Für Sabatier, der in enger Fühlung mit den Vertretern des französischen Positivismus gelebt hatte, ist diejenige wissenschaftliche Kritik, die den Riß in unserer Welt verursacht und unseren Glauben untergräbt, die naturwissenschaftliche Anschauung, das Weltbild des mechanischen Determinismus, jener

gewaltigen Maschinerie, der Wille, Persönlichkeit, Zweck Worte ohne Sinn werden. Der Ausgangspunkt für seine Verteidigung des Glaubens ist die Angst und die Qual der Menschheit, der in Schweden Viktor Rydberg und Vitalis Norström so ergreifenden Ausdruck gegeben haben.
Söderbloms geistige Lage ist im Gegensatz zu Sabatier eigentlich nie die des Zweiflers gewesen. Er hatte im tiefsten Innern stets die Gewißheit eines Geisteslebens hinter den Erscheinungen, Gottes, der ewigen Welt. Sein Glaube hatte in dieser Hinsicht sein ganzes Leben lang eine Unmittelbarkeit, eine klare Freimütigkeit und Zuversicht, die niemals erschüttert worden zu sein scheint. Es ist bezeichnend für ihn, daß er in der Schrift gegen Heuman erklärt, daß dieser unsere Zeit ganz falsch beurteile, wenn er in der naturalistischen und materialistischen Weltanschauung die eigentliche Gefahr für den Glauben erblickt. Söderblom erklärt kurz und bündig, daß diese Anschauung ein längst überwundener Standpunkt sei. Für ihn war das wissenschaftliche Problem, das ihm am meisten zu schaffen machte, das des Historismus, des historischen und psychologischen Relativismus.
Die Offenbarung, für Söderblom der Zentralbegriff der Theologie, hat für Sabatier freilich nur eine ganz untergeordnete Bedeutung. Was darüber gesagt werden muß, ist eigentlich schon mit seiner Auffassung vom Wesen der Religion gegeben: Die Religion ist das Gebet des Herzens, der innerste unaussprechliche Seufzer unserer Seele nach Gott. Aber das Gebet der Seele erhält die göttliche Stimme zur Antwort: „Du suchtest mich nicht, wenn du mich nicht schon gefunden hättest.“ Dieses Wohnen Gottes in der glaubenden Seele, „le Dieu intérieur“, der inwendige Gott, ist Gottes wirkliche Offenbarung. Für Söderblom

bedeutet Offenbarung etwas ganz anderes: Gott macht sich selbst bekannt als schöpferische Güte und Liebe in den menschlichen Persönlichkeiten, besonders in den am reichsten ausgestatteten, den Genies des Gedankens, des Herzens und des Gewissens. Es kann indes nicht bestritten werden, daß Sabatiers Religionsphilosophie sehr bedeutende Spuren in Söderbloms Denken hinterlassen hat. Indem er die Religion ganz in die Welt des Glaubens verwies, als in ihr eigenstes Gebiet, glaubte Sabatier jedem das Seine gegeben zu haben, der Religion wie auch der Wissenschaft. Beide konnten und mußten auf ihren eigenen Gebieten völlig selbständig und ungestört sein. Der Glaube darf also auf keine Weise die volle Selbständigkeit der Wissenschaft auf ihrem Felde in Frage stellen. Das gilt auch für die Theologie als Wissenschaft. Sie hat ohne alle vorgefaßten Meinungen die Methode der historischen und psychologischen Kritik rücksichtslos auf die Gegenstände der Religion anzuwenden. Aber zugleich soll diese Kritik — was nicht folgerichtig ist — Bedeutung für die Religion selbst haben. Sie reicht bis in die eigentliche Glaubenswissenschaft, die Dogmatik, hinein und soll dort mit echter religiöser Erfahrung als Norm das religiös Wertvolle und Bestehende im Glauben von dem Minderwertigen zu trennen suchen. Daß dies einen Eingriff von seiten der Wissenschaft in jenes Gebiet bedeutet, das nur dem Glauben gehört, liegt auf der Hand. Derselben Auffassung vom Wesen der Theologie, daß sie Wissenschaft im gewöhnlichen Sinne ohne alle Einschränkungen und Vorbehalte sei, begegnet man bei Söderblom in seiner Schrift „Das Studium der Religion“ aus dem Jahre 1907, und den gleichen Mangel an Folgerichtigkeit finden wir hier in der Auffassung der Dog-

matik, die gleichfalls reine Wissenschaft und doch zugleich echter und normgebender Ausdruck für den christlichen Glauben sein soll.

Für Sabatier haben alle Glaubensaussagen nur symbolischen Charakter. Das Göttliche kann in unseren Worten und Begriffen niemals völlig klar ausgedrückt werden. Nur in Bildern wird es angedeutet und erfaßt. Alle Glaubenssätze und Dogmen sind Symbole, Kleider, die mit den verschiedenen Zeiten und Denkgewohnheiten wechseln, sind gleichsam der Schatten des Wirklichen. Die gleiche Wahrheit und das gleiche göttliche Leben können sich unter verschiedenen Kleidern verbergen. Bei einer solchen Anschauungsweise ist es nicht schwer, sich mit altertümlichen und eigentlich überlebten Formeln in Bekenntnis und Liturgie abzufinden. All unsere Rede von der Welt des Glaubens ist ja nur ein Gleichnis.

Dieser Symbolismus der Pariser Schule hat für Söderbloms Denken viel bedeutet. Er hat seine Neigung zum Bewahren kirchlicher Überlieferungen — nach der Ansicht vieler in mehr als wünschenswertem Grade — ebenso gestärkt wie seine ökumenische Weitherzigkeit.

Die Arbeit an Söderbloms akademischer Abhandlung schritt unter diesen geistigen Anregungen der Pariser Jahre rasch vorwärts. Der Stoff wuchs ihm unter den Händen. Eins der Kapitel der geplanten Untersuchung schwoll zu einem selbständigen Buche an, „Les Fravashis", das 1899 erschien und seinem Verfasser den Titel Elève Diplomé an der École des Hautes Études eintrug. Es war eine gelehrte und scharfsinnige Untersuchung, die aufzeigte, daß die Schutzengel des Mazda-Glaubens schließlich auf einen überwundenen primitiven Glauben an die Macht der Toten zurückgehen.

Das Buch verschaffte seinem Verfasser eine noch seltenere Auszeichnung. Eines Tages im September 1901 erhielt er einen Brief von Rastamji Edulji, dem dienstuenden Oberpriester am Feuertempel in Wadia bei Bombay. Ein amerikanischer Forscher, A. U. Jackson, hatte ihm Söderbloms Buch genannt, und nun wünschte er, es kennenzulernen. Der nun folgende Briefwechsel führte dazu, daß Rastamji Edulji das ferne Land im Norden aufsuchte, um den sonderbaren Mann persönlich kennenzulernen, der so viel von seiner eigenen geliebten Religion wußte und so hoch von ihr dachte. Im September 1904 wohnte daher ein richtiger Parse, ein Oberpriester aus dem Tempel der Feueranbeter, im Pfarrhof von Staby. Söderblom fand seinen orientalischen Freund geistvoll, fromm und kenntnisreich und stellte ihn im Vortragssaal des Christlichen Vereins Junger Männer in Stockholm dem schwedischen Publikum vor. Als Rastamji schließlich wieder in seinen Feuertempel zurückgekehrt war, schickte er Söderblom den heiligen Baresmanzweig, den die Priester der Mazdam-Lehre in ihrem Gottesdienst brauchen. Er hielt ihn für wissend und würdig genug, Priesterdienst in Ahura Mazdas Heiligtum zu tun.

Eines Tages im Sommer 1898 erhielt Söderblom, als er gerade in Paris war, ein Telegramm seiner Frau aus Boulogne, das ihm die Ernennung Professor Ekmans zum Bischof von Västeras mitteilte. Söderblom hatte gehofft, daß seine Verbannung nach Paris ihr Ende finden würde, wenn Ekman seine Professur niederlegte, was im Jahre 1910 zu erwarten war. Mit dieser Gelegenheit, die sich ihm jetzt bot, hatte er nicht gerechnet. Nun galt es, zuzupacken. Er schreibt darüber an seinen Freund Hjärne:

„Um Ekmans Stelle, dem, nebenbei bemerkt, der Erzbischof bei der Einführung eine ebenso unbegründete wie unpassende Zurechtweisung zuteil werden ließ, wird nun wohl ein Wettrennen einsetzen; seine Ernennung zum Bischof hat vor einigen Monaten den Frieden in unserm Nest gestört. Ich werde wohl auch in die Stiefel steigen. Mehr als mißlingen kann es ja nicht."

Im Laufe des Jahres 1900 vollendete Söderblom sein großes Werk über die Vorstellungen der persischen Religion von den letzten Dingen, ein Werk, das ihn volle sieben Jahre beschäftigt hat. „La vie future d'après le Mazdéisme" liegt am Jahresende gedruckt vor. Es ist ein stattliches Buch, das eine vollständige Übersicht über die Gedanken der Völker von der jenseitigen Welt gibt, die niemand geschaut hat, aber auf die alle hoffen, und ein klares Bild von dem optimistischen Zukunftsglauben der persischen Religion und ihrem Verhältnis zum Judentum und Christentum. Söderblom gehört nicht zu jener Art von Religionsgeschichtsforschern, die es für den Gipfel der wissenschaftlichen Objektivität halten, die lebenden Religionen zu zerstückeln, um aus diesen Stücken wie aus Teilen eines Zusammensetzspiels neue Religionen entstehen zu lassen. Söderblom behauptet, soweit dies wissenschaftlich feststellbar ist — und vielleicht überschreitet er hier etwas die Grenze des Feststellbaren —, daß das Judentum auf eigenen Wegen zu seinem Glauben an die Auferstehung und das Gericht gekommen sei, zu jenem Glauben, den dann das Christentum als Erbschaft übernahm. Seine Absicht ist es, jede Religion in ihrer unvergleichlichen Eigenart in Erscheinung treten zu lassen, die niemals zweimal in der gleichen Art hervortritt.

Mit dieser Untersuchung wollte Söderblom die theologische Doktorwürde an der protestantischen Fakultät der Sorbonne erwerben. Er war der erste Ausländer, der dort diesen akademischen Grad erworben hat, und auch der letzte, weil die Fakultät später von der Sorbonne abgetrennt wurde. Am 24. Januar 1901 fand die feierliche Disputation in Gegenwart einer ansehnlichen Zuhörerschaft statt. Auch der schwedische Gesandte hatte sich eingefunden, um Zeuge zu sein, wie sein Gesandtschaftspfarrer Ehre für Schweden erwarb. Auguste Sabatier wirkte als Vorsitzender — es war wohl sein letztes öffentliches Auftreten. Gründlich und sachkundig brachten die drei Opponenten vier Stunden lang ihre Gegengründe vor, die Söderblom zu entkräften hatte. Dann begaben sich die Professoren der Fakultät hinaus zur Beratung und ließen den Doktoranden auf dem Katheder und das Publikum auf den Bänken des akademischen Amphitheaters in gemeinsamer Erwartung zurück. Schließlich trat der feierliche Zug der Professoren wieder ein, und die Fakultät gab bekannt, daß sie die Abhandlung Söderbloms zur Erlangung der Doktorwürde mit der höchsten Note, die sie austeilen konnte, gutgeheißen habe.

Das war ein großer Augenblick. Eine lebhafte französische Freundin beglückwünschte am nächsten Tage Frau Söderblom zu der „apothéose triomphale“ ihres Gatten. Glückwünsche und ehrende Anerkennungen kamen von nah und fern. Söderblom hatte sich mit seinem gründlichen und glänzend geschriebenen Werk einen Namen gemacht. Die lobenden Äußerungen vieler gelehrter und berühmter Männer über sein Buch zeigen gleichzeitig, wie weit sich seine Verbindungen erstreck-

ten. Der alte Professor Tiele in Leiden, damals einer der bedeutendsten Vertreter der Religionsgeschichte, sagt in seiner Besprechung zwar als echter Professor, „daß er in Einzelheiten nicht immer mit dem Verfasser einig geht“ — was dieser bereits weiß — aber er fügt hinzu, daß er Söderbloms gelehrtes, tiefes und ernstes Buch bewundere. Paul Sabatier — der Prophet des modernen Franziskus-Kultes — schreibt: „Sie geben allem, was Sie anfassen, Leben. Als ich Ihr Buch las, bekam ich Lust, Assisi und das dreizehnte Jahrhundert zu verlassen und mich mit Ihnen in die sonderbaren Seelenzustände dieser fremden Völker hineinzuleben.“ Der ernste Loisy, dessen eigentümliche Laufbahn ihn vom Reform-Katholizismus zum positivistischen Atheismus führte, erklärt: „Sie werden dem Lehrstuhl Ehre machen, den man Ihnen sicher anvertrauen wird, und Frankreich hat Grund, stolz auf Sie zu sein.“

Aber keine irdische Freude ist ungetrübt. Der Erfolg des Buches schenkte Söderblom und seiner Frau nicht das Glück, das er ihnen sonst gewährt hätte. Unter den frohen Kinderstimmen, die das kleine Heim in der Rue Maleville erfüllten, war eine, die der kleinen Ingrid, für immer verstummt, gerade, als sie ihre ersten Worte zu stammeln begann. Es war ein Tag im Spätherbst. Von dem neuen Heim im Pfarrhof von Staby wanderten später oft die Gedanken der Eltern zu dem kleinen Grabe im fremden Lande.

Doch so war es noch oft in Söderbloms Leben. Nach großen Erfolgen kamen bittere Sorgen. Aber seine übermenschliche — fast möchte man sagen unmenschliche — Selbstbeherrschung ließen es nur wenige oder niemanden ahnen, wie tief diese Schicksalsschläge ihn trafen.

4. Kapitel

VON UPSALA BIS LEIPZIG

SLUB
Wir führen Wissen.

Während Söderblom beschäftigt war, seine Doktordissertation der Sorbonne vorzulegen, trafen sich in Bischof von Scheeles Stockholmer Wohnung vier Schicksalsboten. Das waren die Sachkundigen, die im engsten Kreise entscheiden sollten, wer Ekmans Nachfolger als Professor für Religionsgeschichte und Religionsphilosophie an der Universität Upsala werden sollte.

Fürwahr keine leichte Aufgabe. Unter den Anwärtern befanden sich zwei hochbegabte, verdienstvolle junge Forscher, Nathan Söderblom und I. A. Eklund. Sicherte man sich also einen tüchtigen Dozenten, so lief man Gefahr, eines noch besseren verlustig zu gehen! Noch schwieriger wurde die Sache dadurch, daß die beiden Anwärter verschiedene Sonderfächer im Bereich der Theologie vertraten, Söderblom Religionsgeschichte und Eklund Religionsphilosophie. Es hieß also zugleich Stellung zu nehmen zu dem neumodischen Emporkömmling im Lande der ehrwürdigen Gottesgelahrtheit, nämlich zur Religionsgeschichte, die noch mit Mißtrauen betrachtet wurde.

Zwei unter den vier Beratenden waren durchaus für Söderblom. Erik Stave, der damals die hervorragendste Kraft auf dem Gebiete der Theologie in Upsala war, hatte von Anfang an eingesehen, daß nichts, was an wissenschaftlichen Arbeiten von anderen Bewerbern vorgelegt worden war, sich an Bedeutung mit Söderbloms Hauptwerk messen konnte. Infolgedessen setzte er seinen ganzen Einfluß dafür ein, Söderblom die erste Stelle auf der Anwärterliste zu sichern. In diesen Wochen riß die Verbindung zwischen Upsala und Paris kaum ab; Söderblom selbst sollte Stave das Material liefern, das seine

Bewerbung unterstützen konnte. Spricht man von Staves Verdiensten um die schwedische Kirche, so darf man nicht vergessen, daß er Nathan Söderbloms Wahl zum Professor durchgesetzt hat.

Kraftvoll stand Bischof von Scheele ihm zur Seite. Er hatte einen ausgeprägten Sinn für den Zauber der Persönlichkeit, — die geistige Leuchtkraft, die von Söderblom ausging, war ihm nicht entgangen. Hinter Scheeles stattlichem, etwas prunkhaftem Äußeren lag eine ehrenfeste Gesinnung und der Mut, zu seiner Meinung zu stehen. Als einziger unter den älteren Kirchenmännern Schwedens hatte er sich Fries und Söderblom angeschlossen, als sie 1897 ihre Arbeiten für den religionswissenschaftlichen Kongreß vorlegten. Dazu kam sein warmes Interesse für das Auslandkirchentum und für die schwedische Tochterkirche in Amerika. Söderbloms übernationale Einstellung mußte des Bischofs Billigung finden.

Gegenüber diesen beiden Kämpen hatte der liebenswürdige Professor I. E. Berggren in seinem Bemühen, keinem zu nahe zu treten, einen schweren Stand. Im Grunde war er wohl für Eklund, aber schließlich unterschrieb er das von Stave und von Scheele verfaßte Gutachten mit dem Vorbehalt, er wolle keinerlei Werturteil abgegeben haben.

Ein standhafter Anhänger Eklunds blieb jedoch Professor Rosenquist, der aus Finnland berufen worden war und seine abweichende Meinung in einem Sondergutachten niederlegte. Er ließ an Söderbloms Wissenschaftlichkeit kein gutes Haar und bemerkte überdies, daß Söderblom, wenn er sich über kirchliche Glaubenssätze äußerte, einen Ton anschlüge, „der sich mit dem sitt-

lichen Ernst eines Lehrenden nicht vereinen läßt". Finnlands theologische Entwickelung lag damals mit der schwedischen noch nicht auf gleicher Höhe. Darum kann man sich nicht wundern, wenn der finnische Dogmatiker über das Neue erschrak, das in der Nachbarkirche werden wollte.

Vier Wochen später wurde das Gutachten der Sachverständigen veröffentlicht, und am 15. Februar kann Söderblom an Stave schreiben: „Die Feder will mir nicht gehorchen nach dem, was mir soeben ein Freund aus Upsala telegraphiert hat. Ist es denn wirklich wahr? Gott sei Lob und Dank! Heut will ich Dir nur innigst danken für das Vertrauen, das Du nach Deinem Gutachten in mich setzest, und daß Du mich in Upsala haben willst. Trotz der noch ausstehenden Bestätigung darf ich die Sache nun wohl als abgemacht ansehen." Seine Ahnung trog ihn nicht. Staves Wille und Ansehen wogen schwer in der Fakultät. Vor diesem Richterstuhl sprachen Söderbloms wissenschaftliche Verdienste für sich selbst.

Den 24. September 1901 darf man in der Geschichte der schwedischen Theologie als einen Markstein bezeichnen. Des jungen Professors Söderblom Antrittsvorlesung war ein Programm, das neue Ausblicke in das Verhältnis von Wissenschaft und Kirche eröffnete. Feierlich, mit dem üblichen Schaugepränge, zogen Rektor und Hochschullehrer in die Aula ein. Dort leuchtete über dem Katheder, auf dem der neue Professor stand, in goldenen Buchstaben der Wahlspruch der Universität Upsala: Gratia Veritas Naturae. Das bedeutet: Die Gnadengabe der Wahrheit, wie sie die Offenbarung verkündet, ist auch in der Natur zu finden, wo sie die Wissenschaft zu entbinden bemüht ist. Dies ursprünglich

protestantische Wunschbild bedeutet Harmonie zwischen Glauben und Wissen, zwischen Vernunft und Offenbarung. Aber die Zeiten waren andere geworden, die Wissenschaft hatte aufgehört, der Kirche zu gehorchen, man hatte beide voneinander getrennt, und der goldene Spruch an der Stirnwand der Aula der Universität trug den Tatsachen nicht mehr Rechnung.

Söderblom entwickelte nun in seiner Antrittsvorlesung, wie er sich die Versöhnung zwischen Glauben und Wissenschaft denkt. Ist es möglich, kirchliche Lehre mit Wissenschaftlichkeit zu vereinigen? Man verlangt ja doch von der Theologie die Bindung an das kirchliche Bekenntnis. Und wiederum die Wissenschaft darf nur der Stimme der Wahrheit lauschen!

Alles kommt darauf an, zu verstehen, was wirklich Treue zum Bekenntnis ist. Wenn nämlich die Kirche nichts anderes erstrebe, als durch feststehende Lehrsätze die wissenschaftliche Arbeit zu knebeln und von vornherein das Ergebnis der Forschung festzulegen, das wäre ein Widerspruch gegen alle Logik und ein Spott auf die Wahrheitsliebe. „Der Mensch muß von der Wahrheit der Religion innerlich erfaßt sein und sich in ihre Endziele vertiefen. Dies doppelte Vermögen ist an sich schon eine wissenschaftliche Forderung.“ „Wer vermöchte die Kennzeichen der Frömmigkeit zu verstehen, wer der Religion ihr Geheimnis abzulauschen, der nicht selber religiös wäre?“

„Vermag der Glaube das helle Licht wissenschaftlicher Forschung zu ertragen? Reißt nicht die Wissenschaft herab, was dem Glauben als heilig gilt? Es sieht zu Zeiten so aus. Da ziemt es der Kirche, Mut und Geduld zu haben. Feine, edle Arbeit gedeiht nur in der Stille.

Man wahre der Wissenschaft ihre Freiheit, und es wird sich erweisen, daß ihre Errungenschaften zugleich Landgewinne für die Welt des Glaubens sind. Niemand kann ableugnen, daß die religionswissenschaftliche Forschung der Kirche reichen Gewinn gebracht hat." Denkt der Offenbarung in Israel, der Prophetengestalten, der einzigartigen Erscheinung Jesu — wieviel klarer stehen sie jetzt vor uns! „Insonderheit ER—ER steht unerschütterlich im Mittelpunkt des Geschehens: unmöglich, Ihn nicht zu kennen, an Ihm vorbeizusehen. Er ist die Klippe in der Welt der Wirklichkeit, um die nicht herumzuschiffen ist, — nicht nur ein Bild auf dem Goldgrund der Frömmigkeit, noch weniger ein Gedankenschemen, vielmehr Mittelpunkt des Glaubens — und immer noch wächst Seine geistige Gestalt über alles menschliche Verständnis hinaus."

Und das ist das Verdienst der Forschung. Hätte sie aber wirklich einmal verwüstend in ein Glaubensleben eingegriffen, ja, dann hätte sie gesündigt wider den eigenen Geist und gezeigt, daß es ihr an Lebens- und Wirklichkeitssinn fehlte. Also muß die Losung sein: Nicht weniger Wissenschaft, sondern mehr, stärkerer Wirklichkeitssinn, ernstlichere Vertiefung. Dann wird sich die Wissenschaft dem Ernst und der Bedeutung der Religion nicht mehr verschließen können.

Tief fiel sein Wort in die Herzen der jungen Theologen: „Man beklagt euch heute oft, man bedauert euch, daß ihr einer vermeintlich überlebten Sache dient, dem Christentum, — der absterbenden Kirche. Ich, meine lieben jungen Kommilitonen, ich wünsche euch vielmehr Glück zu dem erwählten Studium, und daß ihr gerade jetzt studiert und auf die kommende Berufung euch be-

reitet.“ Das klang wie Fanfarenrufe. Die grauen Wolkenschwaden des Mißmuts verzogen sich vor dieser frischen Lebensbejahung. Ein doctor consolator, ein Tröster, wenn der Mut gebrach, das wurde der neue Lehrer für viele Jahrgänge von Theologen.

So lange war die Theologie im Hochschulleben das fünfte Rad am Wagen gewesen. Nie gelang es ihr, ins Vordertreffen zu kommen; doch jetzt empfing sie frischen Marschbefehl, und die Losung hieß auf der ganzen Linie: vorwärts! —

Doch die Verkündigung des neuen Programms blieb zunächst nur ein Sieg der Idee. Man darf sich nicht vorstellen, daß die neuen Gesichtspunkte in der Fakultät, der Söderblom nun angehörte, gleich durchschlugen. In seinem Ringen um einen freiheitlicheren und wissenschaftlicheren Betrieb hatte er anfangs nicht die Mehrzahl der Kollegen auf seiner Seite. Das zeigte sich, als im Jahre 1902 eine erledigte Professur für Exegetik besetzt werden sollte. Es bewarb sich Söderbloms Freund Fries nebst drei anderen Kandidaten, doch Söderblom stand mit seinem günstigen Urteil in seinem Mitarbeiterkreise allein, Fries wurde trotz schwerwiegender günstiger Gutachten nicht gewählt.

Knisterte es dergestalt kräftig im Gebälk der kollegialen Zusammenarbeit, so hatte Söderblom selbst und sein Programm gleich im ersten Jahr zündend unter der Studentenschaft gewirkt. Nicht etwa, daß man ganz ohne Widerspruch seine Lehrmeinung annahm. Jugend prüft auch, wo sie liebt. Aber seine Gedankengänge und Aussprüche beschäftigten die Studenten unaufhörlich und wurden, ohne daß sie es gewahrten, ihr geistiges Eigentum. Alle seine Veröffentlichungen wurden verschlun-

gen, und man versäumte keine Gelegenheit, ihn sprechen zu hören.

Seine Vorlesungen begann der junge Hochschullehrer um acht Uhr, für Langschläfer eine unbarmherzige Stunde. Aber wenn er das Katheder bestieg, wurde man rasch wach. Söderbloms Vorlesungen vermochten den ärgsten Nörgler davon zu überzeugen, daß es wirklich so etwas wie einen geistigen Funken gibt, der vom Lehrer auf den Lernenden überspringt, den keine Druckerschwärze zu vermitteln vermag.

Es war der persönliche Tonfall, der Begriffe und Gedanken lebendig machte, es war seine Begeisterung, die so zündend wirkte, und daß er es selbst als Glück empfand, forschend und lehrend zu wirken, was ihm die Herzen erschloß! In diesen Jahren geschah es vielfach, daß Leute, die längst ihr Examen bestanden hatten, Semester für Semester Professor Söderbloms Vorlesungen besuchten, ein in Upsala bisher seltener Fall.

Die schwedische Theologie hatte sich bisher meist an deutsche Leitfäden halten müssen, die einen schwerfälligen Stil ihrem hohen Gegenstand für angemessen gehalten hatten; aber nun stieß Söderblom ein Fenster nach Europa auf, und der frische Wind brachte lebendige Anregung aus dem gesamten Geistesleben der Zeitgenossen.

Zu fruchtbringenden Studien anzuleiten war er befähigt wie wenig andere. Er bestand nie ängstlich auf seiner Professorenwürde, war ganz frei von rechthaberischer Empfindlichkeit und groß genug, Verdienste und Gaben anzuerkennen, wo er sie fand, selbst bei schroffen, schwer zu behandelnden jugendlichen Dickköpfen.

Das hinderte ihn nicht, nachdrückliche Kritik zu üben und die jungen Köpfe wohlwollend aber doch fühlbar zu ducken, wo es angebracht war. Der Verfasser dieses Buches spricht hier aus eigener Erfahrung. Er hatte in seiner Abhandlung zum Licentiatenexamen mit der Unverfrorenheit, die den Anfänger auszeichnet, hergebrachte Meinungen über Mohammed — auch solche seines Professors — als anfechtbar hingestellt und seinen eigenen Senf dazugegeben. Das hatte eine vernichtende Kritik zur Folge. Ich besitze sie noch, mit zahlreichen Anmerkungen, zornigen Ausrufungszeichen und Fragen in des Professors Handschrift. Ich habe keine Veranlassung gehabt, alle meine damals aufgestellten Behauptungen zurückzunehmen, einige haben reiferer Überlegung standgehalten. Dennoch bin ich Söderblom für nichts so dankbar wie für jene gründliche Abreibung. Es dauerte volle sechs Jahre, bis ich ihm wieder eine Arbeit abzuliefern wagte, und diesmal war er zufrieden. Aber vor allem bin ich in seiner Schuld, weil die erste Übereilung in keiner Weise sein Wohlwollen gegen mich verminderte oder gar seine tätige Anteilnahme an meinem ferneren Lebensweg.

Napoleon soll gesagt haben, daß er seinen Feldherren nie ausführliche Befehle erteile, er gäbe ihnen nur einen Befehl: zu siegen. Wer zu genaue Anweisungen bekommt, verlernt es, selbst Entscheidungen zu fällen und Entschlüsse zu fassen. So verhält es sich auch in der Wissenschaft. Im Lernen und im Leben gilt es vor allem, die Jugend auf eigene Füße zu stellen. Söderblom gab seinen Schülern volle Freiheit. Seine Leitung beschränkte sich auf das Wichtigste: ein Thema herauszufinden, über dessen Bedeutung und Entwickelungsmög-

lichkeiten er sich selbst ganz klar war, und dann den jungen Geist für eben diesen Gegenstand zu begeistern.
Für meine akademische Abhandlung steckte er mir Ziele, die mit glücklichem Einfühlungsvermögen ausgewählt waren. Wissenschaftlich konnte ich mir dann selbst weiterhelfen. Aber ohne seine fortdauernde persönliche Aufmunterung und Unterstützung hätte meine Arbeit nie ihre Vollendung gesehen.
Aber in noch viel weitergehendem Maße war er Erzieher, geistiger Leiter und Seelsorger für seine Studenten. Sabatiers Empfänge wurden vom Dienstag auf den Montag, von Paris in das Pfarrhaus zu Staby verlegt. Dort versammelte sich nicht nur ein Kreis von Fachgenossen. Es waren hier alle willkommen, und man sah viele, die fachlich und weltanschaulich nichts mit Theologie zu tun hatten. Nicht nur religiöse Fragen kamen zur Sprache, man trieb Musik, behandelte Literatur, warf Tagesfragen auf. Du Heimat in Staby! Für wie viele Studenten warst du ein Ideal, mit dem wunderlichen Gegensatz zwischen äußerster Schlichtheit und geistiger Vornehmheit, Heim und Pfarrhof und geistiger Treffpunkt in einem!
Bei festlichen Gelegenheiten lud eine Karte zu zwanglosem Beisammensein. Ein solcher Anlaß führte mich das erste Mal dorthin. Söderblom hatte einige hochstehende Gäste; dazu bat er nach Tisch viele Studenten, denen er es gönnte, daß sie die Fremden sähen und womöglich auch hörten. Als der Jüngste und gesellschaftlich Unerfahrenste war ich mir nicht ganz klar darüber, welches eigentlich die Berühmtheiten waren. Ich erinnere mich nur, daß ein Professor mit einem roten Bändchen im Knopfloch und im Frack mit bedeutender Fertigkeit eine fremde Sprache — es war wohl Französisch —

sprach. Wir Studenten standen eng wie Sardinen in den kleinen Räumen, durch die sich flinke Studentinnen mit Tee und Erfrischungen hindurchwanden. Daß es so einen beseelten Ort auf der Welt gab wie dies Pfarrhaus zu Staby! Daß diese Geselligkeit möglich war bei den Einschränkungen, die ein Professorengehalt damals notwendig machte!

Kurze Unterhaltungen dort draußen in Söderbloms Heim wurden Marksteine auf dem Wege, Entscheidungsstunden, Ermutigung auf Jahre hinaus. Ich entsinne mich eines Falles, da wurde ich hinausbestellt zur Besprechung meines Studiums. Ich wurde aufgefordert, zu Tisch zu bleiben. Noch heute schäme ich mich, denke ich daran, daß dies wohl die einzige Möglichkeit für den Professor war, selbst einen warmen Bissen zu bekommen; ich hatte nicht erfaßt, daß ich mich empfehlen müßte. Jedoch wer vermöchte sich von Nathan Söderblom zu trennen, wenn er selbst so aufgeräumt war und von Witz sprühte! Als wir ins Eßzimmer traten, saßen schon die Kleinen in langer Reihe um den Tisch, dazu seine Mutter und Schwester. Er wies auf die Tafel und sagte: „Wie du siehst, ist bei mir dreihundertfünfundsechzig Mal im Jahr große Gesellschaft."

Ich besinne mich auf ein anderes Mal, da entwarf er für mich den Gesamtplan meiner Arbeit „Über die Entstehung des Gottesglaubens". Nie vergesse ich die Lebhaftigkeit und Hingebung, mit der er seine Gedanken darlegte. Aus jenen Stunden und von mancher späteren Unterredung behielt ich einen starken Eindruck von seinem Verhältnis zur Wissenschaft. Ich weiß, daß er seinen Beruf als Kirchenmann und Weltprotestantler als gottgegeben ansah und seinen ganzen Willen und seine an-

scheinend unbegrenzte Arbeitskraft dafür einsetzte, ihn gut zu erfüllen. Aber Forschen, — Forschen war ihm mehr als ein Beruf, — das war ihm höchstes Glück!
Später, auf des Lebens Höhe, in heißen Arbeitstagen, die mit unzähligen Sorgen und Aufgaben angefüllt waren, blieben die Stunden, die sich Söderblom für die Wissenschaft retten konnte, seine größte Erquickung. Wie verjüngt und neubelebt war er, kam er im Gespräch auf seine ihm so teuren religionshistorischen Forschungen zurück.
Zu den Amtsgeschäften des Seelsorgers gehörte der Predigtgottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche, wo er nutznießender Geistlicher war. Da füllte denn ein ungewöhnliches Publikum die Kirche. Der männliche Einschlag war ausnahmsweise stärker als der weibliche, man sah Akademiker, die in keinem anderen Gottesdienst zu erblicken waren. Schon allein Söderbloms Art, Liturgie und Texte vorzulesen, schuf wunderbare Feststimmung. Aber der Höhepunkt des Gottesdienstes war seine Predigt. Mit unerwartetem Griff packte er die Hörer und sicherte sich aller Aufmerksamkeit. Er verabscheute Langatmigkeit und Umwege. Er malte mit raschen bezeichnenden Strichen. Was selbstverständlich war, mußte der Hörer ergänzen. Das beschwingte die Vorstellungskraft und zwang die Hörer in seinen Bann. Was uns jedoch am meisten gefangen nahm, war seine befreiende Menschlichkeit; man atmete in seinen Gottesdiensten reine frische Höhenluft. Er erfüllte uns mit der festen Überzeugung, daß die beiden Mächte, denen wir uns verschrieben hatten, Kultur und Christentum, Glaube und Wissen, nicht unvereinbar waren. Unser Gesichtsfeld weitete sich, und unser Blick auf das Ewige leuchtete hoffnungsvoll.

In jenen Jahren erstarkte der Gedanke der kirchlichen Erneuerung in uns Jungen. Wir entdeckten neu die Kirche der Väter und hofften, ihre Traditionen und ihre Zukunftsmöglichkeiten, geistige Freiheit und persönliche Selbständigkeit mit gläubiger Innerlichkeit zu vereinen. Auf diesem Gebiet war Söderblom nicht der Bahnbrecher. Aber mit warmer Anteilnahme verfolgte er unsere Bestrebungen, und wir empfingen manche wertvolle Anregung von ihm.

Die erste Nummer unserer Zeitschrift „Unsere Kirche" brachte sein schönes Gedicht „Läut' ein den Tag des Herrn!" — —

Seine Gedanken über die Kirche schienen uns der bindende Grundstoff in dem gärenden Brausen des neuen Kirchenwerdens zu sein. Überblickt man seine Äußerungen zur kirchlichen Neuordnung, wie sie in Aufsätzen und Vorträgen in jenen Jahren erschienen, so muß man merken, wie sehr ihm die Kirche als Einrichtung zurücktritt gegenüber dem geistigen Kirchenbegriff. Ja, im Grunde spricht er über die unsichtbare Kirche nicht etwa als eine mystische Gemeinschaft der Heiligen, sondern als ein in der Gemeinde und in der Gesittung des Einzelnen wirksames Geistesleben voll lebendigen Fortschritts.

Söderblom hatte ein starkes Gefühl für das geistige Band, das uns in der Kirche mit der Vergangenheit unseres Volkes verbindet, pflegte er doch am Sankt Eriks-Tage in die Domkirche zu gehen und an des Königs Sarge ein stilles Gebet zu lesen. Fern lag ihm Heiligenverehrung, aber sein frommes Gemüt fand Trost und Ermutigung im Bewahren alter Überlieferungen. Und so war auch das evangelische Allerheiligen für ihn der erhebendste unter

allen Festtagen. Denn sein geschichtliches Denken ging hier eine Verbindung ein mit dem der Frömmigkeit natürlichen Hang, Überkommenes zu ehren, und mit dem Bedürfnis, sich unterzuordnen. Seine Seele fühlte sich geborgen als Glied in der ewigen Geschlechterkette.

Das war der „katholisierende Zug", den eine nicht gerade sehr tiefsinnige Kritik von Zeit zu Zeit bei ihm entdeckte. In Wirklichkeit findet sich nicht eine Spur von Katholizismus in dieser Auffassung. Nichts lag ihm ferner, als die geistige Mündigkeit der Kirche in eine hierarchische Einrichtung umzuwandeln und Lehr- und Gewissensfreiheit einzuschränken. Christus und kein anderer ist ihm das Oberhaupt der Kirche, und jeder Gläubige hat mit und auch ohne gemeindliche Berufung geistliches Amt und priesterliches Wort.

Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß er gewisse Vorrechte, die der Kirche als Trägerin des Christentums im Volke zustanden, auf die schwedische Staatskirche übertrug. Denn sie war ja „diejenige Einrichtung und das Werkzeug, durch welches die Offenbarung dem schwedischen Lande vermittelt" worden war. Das führte ohne Zweifel zu Unbilligkeiten den Freikirchen gegenüber. Söderblom selbst hat auch in verschiedenster Weise nach Wegen gesucht, diesen Mißstand zu beseitigen und hat es frühzeitig ausgesprochen, es „wäre nur recht und billig", daß die Freikirchen Staatsunterstützung erhielten, wenn sie darum einkämen.

Trotz des weitgehenden Einflusses, den Söderblom auf den kirchlichen Nachwuchs ausübte, verleugnete seine Verkündigung und Seelsorge doch nie seine ganz persönliche Eigenart. Sein geistiger Horizont war hoch, viel-

leicht zu hoch für die kirchliche Allgemeinheit. Und wie stark auch die Wissenschaft ihn fesselte und seine Kräfte in Anspruch nahm, so ließ er sich doch nie durch die Fülle der ihn bedrängenden Gegenwartsaufgaben der schwedischen Kirche den Blick in die Welt hinaus verbauen. Sein geistiges Blickfeld behielt seine schöne Weite, und die ausländischen Verbindungen blühten auch fernerhin.

Ein unerwartetes Hilfsmittel, Upsala in das europäische Forschungsfeld einzubeziehen, wurde ihm zur Verfügung gestellt. Eines Herbsttages 1907 suchte ihn eine unbekannte Dame auf und erbat seinen Rat wegen einer Stiftung, die sie zu machen wünschte. Sie wollte die schwedischen Theologen dadurch fördern, daß sie ihnen die Mittel zur Verfügung stellte, im Auslande zu studieren. Nach dem Wunsche der Spenderin sollten die Geistlichen Gelegenheit haben, auf Reisen andere Religionsformen kennen zu lernen, denn man könne von einem Pfarrer nicht erwarten, daß er sich nur durch Buchgelehrsamkeit die Erfahrung erwirbt, daß alle religiöse Sehnsucht, die die Menschen in verschiedensten Anbetungsformen ausdrücken, in ihrem Kern die gleiche ist.

Söderblom schreibt am 15. März 1908: „Jahrelang ist mir die Hoffnung auf etwas diesem Plan Ähnliches als innerstes Herzensanliegen so vertraut gewesen, daß — so fern mir auch der Gedanke an eine Verwirklichung dieses Planes lag — sich jetzt alles ganz natürlich zu entwickeln scheint; auch wenn ihr nun mit euren bedenklichen Einwänden kommt .... Aber wie es auch gehen mag, dies Angebot wird stets zu den ermutigendsten Erlebnissen gehören, die ich durch Gottes Gnade erfahren durfte."

So kam die Olaus-Petri-Stiftung zustande. Sie dient durch Berufung ausländischer Dozenten sowie durch Erteilung von Reisestipendien dazu, das schwedische Geistesleben, insonderheit das der Theologen, zu bereichern.

Eine Reihe ausländischer gelehrter Forscher von hohem Ruf haben auf Einladung in Upsala gesprochen: Eucken, Deißmann, Cumont, Goldziher, Herrmann Haußleiter sind einige der Wichtigsten. In den letzten Jahren bot die Stiftung Söderblom die wertvolle Möglichkeit, mit Persönlichkeiten Verbindungen herzustellen, die er für die ökumenische Zusammenarbeit gewinnen wollte.

Die Olaus-Petri-Stiftung kam als eine unerwartete und tröstliche Aufmunterung für Söderblom in schwerer Krankheit. Diese nahm im Frühjahr 1908 besorgniserregende Formen an. Ferien wurden notwendig. Darum ging er im Sommer 1908 auf vier Wochen nach Karlsbad. Doch für Söderbloms Natur war stets die beste Kur ein Wechsel der Arbeit und der Umwelt. Ende August finden wir ihn in einem hessischen Kurort, voll Spannkraft und voller Freude darüber, daß er europäische geistige Luft atmen darf. Er schreibt von dort an Harald Hjärne: „Hier oben verlebte ich eine friedliche Woche mit Waldesluft und weiten Ausblicken, in behaglichem Umgang mit deutschen Freunden. In der Ferne ragt auf seinen Basaltklippen Schloß Amöneburg, früher zum Bistum Mainz gehörig und noch katholisch. Hier unter mir liegt Marburg und hat Ferien.“ Nun setze ich meinen Stab weiter nach einer französischen Stadt, wo der Erzketzer Loisy auf mich wartet, und schließlich geht's nach England.

In England nahm er im September am religionshistorischen Kongreß in Oxford teil, wo er alte Freunde begrüßt

und neue gewinnt und „ausgezeichnet in den reich ausgestatteten Räumen des hochkirchlichen St. John's College untergebracht ist". Eindruck machen auf ihn die aus dem Mittelalter stammenden Collegesitten, so wenn der Hausherr, ehe man von der Mahlzeit aufstand, sein Glas erhob mit den Worten: „Kirche und König!" „Die Kirche zuerst, so ist's richtig", meinte Söderblom.

Während dieses Besuchs nimmt er die Gelegenheit wahr, für eine engere Verbindung zwischen der schwedischen und der anglikanischen Kirche zu wirken. Nicht zum wenigsten durch seine Bemühungen kam sie zustande. Als die englischen Bischöfe ihrerseits die Möglichkeit einer Abendmahlsgemeinschaft zwischen beiden Kirchen ins Auge faßten, gelingt es ihm, Erzbischof Ekman, der für solche Neuerungen wenig begeistert war, zu einer entgegenkommenden Antwort zu bewegen. Als Gast von Bischof Wordsworth berichtet er im Brief vom 25. 9. 1908 an Hjärne: „Bischof J. Wordsworth in Salisbury, der Vorsitzende im Ausschuß für die Abendmahlsgemeinschaft, ist ein grundgelehrter und prächtiger Mann. Diese Verbindung mit Schweden faßt er sehr ernst auf. Nun heißt es, nicht locker lassen, damit der geistliche Gehalt und die Ebenbürtigkeit unserer Kirche zu ihrem Rechte kommen. Möchte doch der Erzbischof zu einer würdigen, lateinisch gefaßten Antwort bewogen werden! Bischof Wordsworth, der Professor in Oxford war, hätte dort gern Vorlesungen von schwedischen Theologen; er wird dazu Vorschläge machen. Du in erster Linie mußt dort einige Wochen zubringen."

Von Salisbury begibt er sich nach Cambridge, wohin ihn der Religionshistoriker Sir James Frazer eingeladen hatte. In Frazer findet er einen stillen, in sich gekehrten Ge-

lehrten, der seine Zeit so auszunutzen pflegt, daß er selbst während des Morgenfrühstücks in der Arbeit weiterliest, die auf dem Lesepult aufgeschlagen neben ihm liegt.

1911 besuchte Söderblom die Konferenz, die der Weltbund christlicher Studenten in Konstantinopel abhielt. Die schillernde Farbenpracht des Orients nimmt ihn gefangen. „Nie habe ich von solchen Farben geträumt, wie sie Menschen, Häuser, Erde, Luft und Wasser hier zeigen. Vorherrschend ist das Blutrot. Und die Gerüche! Ob die Barbaren berufen sind, dereinst in der Hagia Sophia wieder christlichen Gottesdienst abzuhalten?“ schreibt er im Brief vom 29. 4. Seine Eindrücke von dieser Reise hat er in der Schrift „Drei heilige Wochen“ niedergelegt. Die größte Bedeutung dieser Studentenkonferenz liegt für Söderblom in dem Ergebnis, daß von nun an die Studenten der orthodoxen Kirche mit in die übernationale christliche Studentenbewegung einbezogen werden; „und so segnet man das Treffen in Konstantinopel als ein wichtiges Glied in der Kette der Ereignisse, die die Einheit der Christenheit ihrer Verwirklichung näher führen“.

Die höhere Fügung in Söderbloms Leben wollte es, daß seine ökumenische Ausrüstung ihre Vollendung durch eine noch engere Fühlungnahme mit den im Protestantismus führenden Kirchenmännern erhalten sollte. Während der evangelisch-lutherischen Konferenz des Jahres 1911 wurde Schweden von dem berühmten Kirchenhistoriker und Professor an der Universität Leipzig, Albert Hauck, aufgesucht, und bei dieser Gelegenheit lernte er Söderblom kennen. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig sagte Hauck zu seinem Kollegen, dem Exegeten Rudolf Kittel: „Nun können wir Religionsgeschichte in

der Fakultät einführen, denn jetzt habe ich den Mann gefunden, der sie so vorträgt, daß sie sich wirklich in den Zusammenhang der theologischen Fächer einfügt. Dieser Mann ist Nathan Söderblom."

Seit Harnacks berühmter Rektoratsrede, in der er hervorgehoben hatte, daß die Religionsgeschichte fachlich in die philosophische Fakultät gehöre und mit Theologie nichts zu tun habe, war der Streit der Meinungen an den deutschen Universitäten um diese Frage nicht verstummt. In ihrem Beruf mußten sich die Theologen dauernd mit religionsgeschichtlichen Fragen auseinandersetzen und entbehrten eine geordnete Fachunterweisung auf diesem Gebiete sehr. Andererseits schien die Religionsgeschichte von der Grundaufgabe der Theologie, der Weckung eines immer tieferen Verständnisses für den christlichen Glauben, abzulenken. Hauck hatte nun herausgefunden, daß die Religionsgeschichte, so wie Söderblom sie darstellte, dazu beitrug, die Eigenart des Christentums klarer herzutreten zu lassen.

So wurde Söderblom im Jahre 1912 zum Professor an der Universität Leipzig berufen und ernannt, während er weiterhin seinen Lehrstuhl in Upsala beibehielt.

Diese zwei Jahre in Leipzig wurden für ihn zu einer Zeit höchst fruchtbarer wissenschaftlicher Arbeit. In jenen Jahren entstand sein großes Werk „Über die Entstehung des Gottesglaubens", das seitdem zwei deutsche Auflagen erlebte und die bekannteste seiner religionsgeschichtlichen Arbeiten ist. Im Übungsseminar behandelte er u. a. Platons Gastmahl. Die Vorlesungen, die eine größere Anzahl von Wochenstunden umfaßten als die schwedische Hochschulordnung vorschreibt, stellten starke Anforderungen an seine Kraft und Zeit. Trotz vorhandener

Sprachschwierigkeiten hat sein Vortrag die Hörer in reichem Maße gefesselt, und seine Persönlichkeit gewann sich auch hier die Herzen der Studenten. Bei einem der jungen Gefallenen der Westfront fand man ein paar Jahre später eine Karte mit drei Namen, deren Träger er über sein Geschick benachrichtigt wissen wollte; einer davon war sein Lehrer Professor Söderblom.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Lehrtätigkeit ließen ihm auch in Leipzig Zeit zu kirchlichem Wirken. Er fand dort eine kleine schwedische Kolonie; für sie hielt er einige Male in der nahen Lützen-Kapelle Gottesdienst. Im Jahr 1913 fiel der erste Adventssonntag auf den 30. November, an welchem Tage man in Schweden Karls XII. gedenkt. An diesem Abend hielt Söderblom Gottesdienst in der Schloßkapelle zu Altranstädt, wo sicherlich seit der Zeit König Karls keine schwedische Predigt gehalten worden ist. Der Besitzer, ein vornehmer alter Herr und Kammerherr der Kaiserin, nahm die schwedischen Gäste liebenswürdig auf. Am Gedenkstein für König Karl im Schloßhof sang man bei Fackelschein schwedische Lieder. In der Schloßkapelle sprach darauf Söderblom, und die treue Emma, das langjährige schwedische Dienstmädchen des Hauses, versicherte, „daß es ganz genau wie daheim in der schwedischen Dorfkirche gewesen wäre, — und auch ebenso kalt".

An dem gleichen 30. November 1913 entschlief in Upsala der fromme Erzbischof Johann August Ekman. Bedeutsamerweise hatte der Minister für kirchliche Angelegenheiten schon im Herbst während des Erzbischofs schwerer Erkrankung den Aufruf zum Landesbettag von Söderblom verfassen lassen. Das zeigte, auf wen die Augen der Gebildeten in Schweden gerichtet waren.

5. Kapitel

OBERHAUPT DES STIFTES UND DES SCHWEDENREICHES

ERZBISCHOF

SLUB
Wir führen Wissen.

Die Macht, welche der Kirche und der Völker Geschicke lenkt, verbirgt hin und wieder ihre Absichten unter seltsamen Masken. Wenn nicht Lektor Landmanson vom Domkapitel in Västerås beim Losen um den dritten Platz auf dem Kapitelvorschlag zur Bischofswahl ausgefallen wäre, — was immer geschehen mußte, wenn zwei Anwärter die gleiche Stimmenzahl hatten, — dann wäre Nathan Söderblom nicht Erzbischof von Schweden geworden!

Denn die durch das Los gewonnene Stimme verschaffte ihm sechs Stimmen und damit den dritten Platz auf dem entscheidenden Wahlvorschlag. Zwei Korporationen hatten ihn als Ersten in Vorschlag gebracht: die Universität Upsala und das Domkapitel zu Lund. Auch das Konsistorium in Stockholm sowie die Domkapitel von Västerås, Karlstad und Härnösand hatten ihm ihre Stimmen gegeben. Von den Pfarrern im Erzstift erhielt er fünfundvierzig Stimmen und stand somit auf dem fünften Platz. Der endgültige Wahlvorschlag gab Bischof Danell fünfzehn und Bischof Eklund dreizehn Stimmen; es konnte also eigentlich kein Zweifel darüber herrschen, wie die Wahl ausfallen würde. Söderblom selbst sah den Ausgang der Wahl als bereits entschieden an. Er schreibt am 24. März an Professor Andrae: „Mir genügt es, daß ich wenigstens auf dem Wahlvorschlag stehe. Das ist für mich ein behagliches Bewußtsein. Ich bin keineswegs undankbar für die bewiesene gute Meinung aus den Kreisen, die hoch von der Kirche denken und eine Geistesmacht in ihr sehen. Die Liebe zur Kirche, die bei solchen Anlässen zutage tritt, macht einem warm ums Herz. Und ich entgehe der schweren Bürde, die ein solches Amt mit sich bringt. Wie die Sachen liegen, würde ich um der

Kirche willen Eklund meinem alten Freunde Danell vorziehen, aber das geht ja nicht. Dieser Bischofssitz ist außer dem von Canterbury der wichtigste in der evangelischen Christenheit."

völlig unwahr! J.

Die Ernennung Söderbloms zum Erzbischof war eine völlige Überraschung. Es heißt, daß die gewichtigsten Stimmen in der Regierung der Stimmenmehrheit folgen wollten und bis zuletzt an dieser Absicht festhielten. Die Regierung hatte einen vorausschauenden und bedeutenden Kirchenminister in Staatsrat Westman, und dieser setzte seinen Willen dafür ein, daß Söderblom ernannt wurde. Es zeigte sich, daß der König von Anfang an seine Meinung teilte. Im Staatsrat vom 20. Mai 1914 billigte der König Minister Westmans Vorschlag und bestätigte Söderbloms Wahl zum Erzbischof. Gewiß erregte das einiges Aufsehen in denjenigen Kreisen, die sich besonders berufen glaubten, in kirchlichen Angelegenheiten mitzureden. Das Pfarrerblatt, „Die schwedische Kirchenzeitung", warf die Frage auf, ob nicht die Wähler das Wohl der Kirche besser zu beurteilen wüßten als Staatsräte, „die erst seit zwei Monaten ihr Amt bekleiden?" Die Handlungsweise der Regierung wurde „ein rücksichtsloser Schlag gegen die Kirche" genannt. Selbst die Majestät erhält ihren Hieb: „Hier hat die Kirche mit unmißverständlicher Deutlichkeit ihre Wünsche zur Sprache gebracht, um hernach die Wahrheit des Schriftworts erfahren zu müssen: Verlasset euch nicht auf Fürsten!" — —

Als die Nachricht nach Leipzig kam, versammelte Söderblom in seiner Professorenwohnung die Seinen zu einem Dankchoral um sich. Überspannte gekünstelte Geistigkeit war seine Sache nicht. Demütig und aufrichtig wagte

er es, seiner Freude über diese Erhöhung Ausdruck zu geben, und er hatte auch sofort einen Blick für den Glanz und die Bedeutung solcher kirchlichen Würde. Aber sein erster und letzter Gedanke war: Die Verantwortung, die er auf sich nahm, den hohen Beruf, den man so unerwartet seinen Schultern aufgebürdet hatte, recht auszufüllen. Schnell genug sollte er erfahren, daß seine neue Stellung Sorgen und Kümmernisse aller Art, an die er zuerst gar nicht gedacht hatte, mit sich brachte. „Sonderbar, daß ein geistliches Amt so viele Verlegenheiten mit sich bringt!“ Da war unter anderem die Rede davon, welche Bezüge des Königs Munifizenz dem neuen Erzbischof zubilligen würde. Wer eine Reihe von Jahren mit ansehen durfte, wie anspruchslos Söderblom war, kann mit voller Überzeugtheit sagen: Wenn Einer um des Amtes willen den Kampf mit des Lebens Notdurft aufnimmt, so ist es Nathan Söderblom.

Er würdigte sein Amt auf das höchste. Nicht um blutlose Begriffe oder Amtsvorschriften geht es ihm; für ihn ist das Amt eine Geistesmacht, und das Wichtigste ist ihm stets die Persönlichkeit, die dahinter steht und das Amt mit Leben erfüllt. Es fügt sich ganz natürlich in den Kreis seiner Anschauungen ein, daß er das persönliche christliche Glaubensleben — für ihn Gottes Kirche auf Heimatboden — zunächst und vor allem verkörpert sieht in den Trägern des geistlichen Amtes.

Diese sind die erkorenen Wächter der Überlieferung, und die Überlieferung ist ihm heilig, nicht aus Stilgefühl und schwärmender Romantik, sondern als Stab und Stütze für Glauben und Gewißheit: Die lebendige Vergangenheit des Christentums, das fortwirkende Wehen des Geistes. Darum hält er so fest an dem hohen ver-

antwortungsbewußten Standpunkt seines Amtes. Am 29. 9. 1914 schreibt er in einem nichtamtlichen Brief an den Kirchenminister: „Wer die Hand an den Pflug legt, sollte nicht zurückschauen. Aber wo in der Welt des Geistes gibt es eine glücklichere, freiere Stellung als die eines Hochschullehrers, besonders wenn ihm sein Landesherr die Selbständigkeit wahren hilft gegen die wechselnden Launen von Partei und Regierung? In meinem neuen, ach, so hohen Amte tauchen immer andere Klippen und Schwierigkeiten auf. Schwer liegt die Verantwortung auf mir. Und da ist die äußere Unverletzlichkeit des Amtes — soweit das Gesetz sie zu gewähren vermag — besonders notwendig. Wir müssen uns damit abfinden, daß die Kirche voraussichtlich noch lange Zeit wird im Schatten kämpfen müssen. Aber ich erweise ihr keinen Dienst damit, daß ich mich kampflos meiner gesicherten äußeren Stellung begebe."

Am 29. Juli 1914 fragt er von Leipzig aus an, wie man am 14. August in Schweden den dem Lande seit hundert Jahren bewahrten Frieden zu feiern gedächte. Einige Tage danach muß er mit all den Seinen eiligst beim Brande der Kriegsfackeln zurück in die schwedische Heimat flüchten. Und so bereitet er sich zu einer Zeit, da die apokalyptischen Reiter zitternden Herzen den Untergang eines Zeitalters verkündeten, auf seinen kommenden hohen Beruf vor.

Merkwürdig ist es, wie jedesmal, wenn er in diesen mit Verantwortung voll beschwerten Wochen sich nach geistigen Hilfsquellen umsieht, seines Vaters Bild wieder vor ihm aufsteht. Nichts was an vielseitigem inneren Reichtum sein eigenes Herz ihm bieten konnte, hält vor der Selbstprüfung so ehern Stich wie das heilige Erbe

des Vaterhauses. Die priesterliche Richtschnur, die ihm dort am Sterbebette des Vaters gegeben wurde: „Nicht als Herr über die Versammlungen, sondern als Mithelfer zu eurer Freude“ — ist das Geleitwort für seinen ersten Hirtenbrief, und die Bischofsweihe setzt er auf den 8. November, des Vaters Geburtstag, fest.

In jenen Zeiten konnte bei der Bischofsweihe nicht der äußere Glanz entfaltet werden, den Nathan Söderblom späteren kirchlichen Festen, bei denen er mitwirkte, zu geben wußte. Nur aus den anderen nordischen Ländern und aus Deutschland hatten sich Bischöfe und sonstige kirchliche Würdenträger eingefunden. Um so mehr war die Feier von innerer Wärme erfüllt und von dem Ernst schwerer Verantwortung getragen.

Bischof Billing verwandte als Text Jesu Wort an Nathanael: „Siehe, ein rechter Israeliter, an welchem kein Falsch ist.“ Ein merkwürdiger Text, eine bemerkenswerte Predigt: „Wonach sieht Gott bei uns? Er sieht nach dem, was zuinnerst auf dem Grunde unserer Persönlichkeit liegt. Reiche Begabung, Genialität, Gedankenschärfe, Willenskraft, Lebensklugheit, — diese und viele andere Gaben sind menschliche Baustoffe, und im Reiche Gottes kann Großes und Schönes daraus werden, — doch nicht mehr. Das Entscheidende, das Bleibende ist, daß in uns kein Falsch ist, daß wir Gott nichts vorenthalten, — die Erforschung des eigenen Herzens ist die in Heiligenlegenden den Auserkorenen von Gott verliehene geheimnisvolle Gabe und Ausrüstung. In Wahrheit kann man sie sich durch Übung und Wachsein sowie durch eine lange Lebenserfahrung selbst erwerben.“

Der alte Bischof war ein Menschenkenner wie wenige.

Der Ernst in seiner Stimme ergriff wie eine Mahnung aus der Ewigkeit, als er im Namen des dreieinigen Gottes das erzbischöfliche Amt in die Hände seines jungen Mitbruders legte, und als Nathan Söderblom von ihm den Hirtenstab empfing, während Tränen heiliger Bewegung über seine Wangen rannen.

Sicher befiel manche altmodisch-frommen Seelen in dieser Stunde tiefe Unruhe. Aber der alte Professor Rudin, Nathans früherer Lehrer, dem auch die Gabe innewohnte, die Geister zu unterscheiden, beschwichtigte alle Frager mit dem Worte: „Siehe, er betet."

An dieser Stelle soll nicht einmal der Versuch gewagt werden, das Werk zu schildern, das Nathan Söderblom von jenem Tage an in einem Zeitraum von siebzehn Jahren leistete und bis zu seinem letzten Lebenstage in ununterbrochener rastloser Arbeit erfüllte. Sein Werk hat so viel umfaßt, so tief gegriffen, daß es einst, wenn erst der nötige Abstand einen Überblick erlaubt, viel Mühe und Zeit beanspruchen wird, seinen Umfang und seine Bedeutung darzustellen. Vorläufig haben wir nur einen allgemeinen Eindruck von dem, was er war und was er wollte, einen Schatz von Erinnerungen, den wir bergen zur Nacheiferung und Aufmunterung für die, die nach ihm kommen, und als Grundlage für eine spätere Darstellung seines Wirkens.

„Des Bischofs von Upsala Pflichtenkreis umfaßt in erster Linie das Stift Upsala. Alles andere kommt an zweiter Stelle. Das sei hier öffentlich und nachdrücklich festgestellt im Hinblick auf Anforderungen verschiedenster Art", so steht es im Jahresbericht für seine letzte Pfarrervereinigung. Sein Sekretär und Mitarbeiter kann

bestätigen, daß Nathan Söderbloms gewaltige Arbeitskraft sich nicht ganz an diese Regel band; auf die unzähligen Bitten um seine Mitwirkung, die fast täglich von nah und fern einliefen, war zwar die ständige Antwort: „Das Stift geht vor.“ Wer etwa annehmen möchte, daß er um seiner ökumenischen Aufgaben willen die bischöflichen vernachlässigt hätte, kennt Söderblom nicht. Doppelte und sogar dreifache Arbeitslast war ihm Lebensbrot, das ihm erst zu richtigem Gedeihen und seelischem Gleichgewicht verhalf. In Beschaulichkeit und Einförmigkeit der Arbeit konnte er nervös, zerstreut und unruhig wirken.

Ein Zeugnis seiner Betätigung im Erzstift Upsala stellt der Jahresbericht für die Pfarrvereinigung 1927 dar. Es ist wahrscheinlich mit seinen 125 Druckseiten der längste und sicherlich der merkwürdigste Bericht, der je auf einer Pfarrvereinigung Schwedens vorgelegt worden ist.

Solche Berichte dürften ein interessanter Lesestoff sein für alle diejenigen, die etwa glauben, eines Pfarrers Tätigkeit beschränke sich darauf, Sonntags eine Stunde zu predigen und sonst noch Taufen, Trauungen und Begräbnisse zu vollziehen. Soziale Wirksamkeit der verschiedensten Art, Vereinstätigkeit weit über den Rahmen der feststehenden Berufspflichten hinaus, jugendpflegerische und volksmissionarische Einrichtungen, von denen man sich in den alten idyllischen Pfarrhäusern nichts träumen ließ, füllen in der Jetztzeit des Geistlichen Dasein aus. Aber Tätigkeitsdrang ohne innere Sammlung kann sich leicht in zwecklosem Amtseifer und äußerlicher Geschäftigkeit leerlaufen. Söderblom fügte in die Fragebogen, auf welchen die Pfarrer über Amt und Verwaltung Rede stehen sollten, tiefdringende,

ernste Fragen ein, die über die Weiterbildung der Pfarrer durch Studien, über stille halbe Stunden, über die tägliche innere Vorbereitung zum Beruf Bescheid heischen sollten. Liest man die Antworten, so staunt man, wie viele Stunden für gründliche Studien und Meditationen jenen unruhigen Zeiten abgerungen worden sind. Einen an sich arbeitenden Pfarrerstand gab es natürlich nicht nur im Erzstift Upsala. Aber unter den persönlichen Kräften, die aufrüttelnd wirkten, darf man wahrlich nicht denjenigen vergessen, der unter allen Geistesarbeitern Schwedens der am rastlosesten schaffende war.

Er duldete keine Untätigkeit. Er mußte anleiten, auf den Weg, ja, in Fahrt bringen. Wohin er kam, wurde er „die Unruhe im Uhrwerk". Am allerwenigsten vertrug er bequeme Pastoren; rosiges Aussehen und beginnender Fettansatz waren ihm höchst unsympathisch. Bei einer Pfarrvereinigung klagte jemand in beleidigtem Tone, „die Pfarrer müßten sich einfach totarbeiten bei so vielen verschiedenen Aufgaben und Anforderungen". ... „Ganz richtig", fiel ihm der Erzbischof mit dem unnachahmlichen Klang seiner Stimme ins Wort, „ein Pfarrer soll sich zu Tode arbeiten, aber langsam und mit Verstand."

„Seid hart gegen euch selbst, aber nachsichtig gegen die Seelen," schärfte er bei einer Ordination den zehn jungen Geistlichen ein, die in ihren weißen Meßgewändern den Altar umstanden. Solche Worte und solch ein Beispiel blieben nicht ohne Wirkung.

Einen breiten Raum in seinen Berichten nehmen die Rechnungen über Herstellungsarbeiten in Kirchen ein, sowie die Aufstellung von Richtlinien und Leitsätzen, de-

Der Erzbischof in seinem Arbeitszimmer. Photo vom Jahre 1924.

Sächsische Landesbibliothek
Dresden

nen dabei zu folgen ist. Merkwürdig, wie jetzt auf einmal die Stiftsbauern ein Auge für ihre schönen altertümlichen Gotteshäuser bekamen! Auf dem Grunde ihrer Herzen hatte ja stets die zähe Anhänglichkeit an die alten Kirchen gelebt, nun aber kam diese Anhänglichkeit in großzügiger Weise zur Auswirkung. Auch in anderen Teilen Schwedens begegnet uns diese Bewegung — die „Christliche Jugend“ hatte ihr zum Durchbruch verholfen — jedoch im Erzstift Upsala sprang sie am meisten in die Augen. Es war eine Zeit frommer Gebefreudigkeit für das Heiligtum. Reichlich wie zur Zeit von Schwedens Größe, aber reiner in seinen Beweggründen war der Strom dieser Gaben. Einst hatte man sich durch solche Kirchenspenden einen Grabesraum zu sichern gesucht oder ein allen Blicken sichtbares Kirchengestühl gestiftet. Jetzt schmückte man das Heiligtum aus reiner Freude an seiner Schönheit.

Nathan Söderblom lehrte die Menschen in seinem Erzstift entdecken, daß die verachteten, aufgegebenen, leeren, ungastlichen Dorfkirchen noch da waren, und daß man tiefinnerlich mit ihnen verbunden geblieben war. Ein solcher Wandel in Gesinnung und Denkweise mußte sich in Taten umsetzen. In der Zeit zwischen den Pfarrvereinigungen von 1921 bis 1927 gingen außer den laufenden freiwilligen Spenden über 400000 Kronen zu Kirchenwiederherstellungen im Erzstift ein.

Das wurden Lichtblicke für ein ganzes Dorf, strahlende Feste, die auf Jahre hinaus das ländlich einförmige Dasein zu erhellen vermochten, wenn die Wiedereröffnung für den Gottesdienst und die anschließende Kirchenvisitation von Nathan Söderblom vorgenommen wurde.

Ein besonderes Kapitel müßte über Söderbloms Kirchenvisitationen geschrieben werden. Auch nicht annähernd kann abgeschätzt werden, welch tiefe Spuren in der Stiftsgeschichte und in der allgemeinen Kirchengeschichte Schwedens diese Feiern hinterlassen haben. Er hatte nach und nach eine eigene gottesdienstliche Form für diese Feiern herausgebildet, die mit den gleichen Handlungen, Bewegungen, Worten und Wendungen immer wiederkehrte wie Kehrreime in guten alten Volksweisen. Trotz der feststehenden Formen blieb immer noch Raum für Überraschungen; dafür sorgten die besonderen örtlichen Verhältnisse und Söderbloms lebensvolle Eigenart.

Gewöhnlich begann der erste Tag der Visitation mit der Prüfung der Kinder aus dem Kindergottesdienst in der Kirche. Damit war schon die Teilnahme der Heimatbevölkerung und der engeren Gemeinde gewonnen. Nicht immer waren die Fragen, die an die Kinder gestellt wurden, leicht; aber seine Macht über Kinderherzen wirkte Wunder; sein Blick und sein sonniges Lächeln überwanden die Schüchternheit schwerfälliger Dorfkinder so weit, daß sie ihn schließlich im Übereifer, antworten zu dürfen, dicht umdrängten. Oft lehrte er sie zum Schluß Ansgars Gebet: „Herr, so Du willst ein Wunder an mir tun, so mache mich aus Gnaden zu einem guten Menschen," oder St. Brigittens Wort: „Weise mir, Herr, Deinen Weg, und dann mache mich willig, ihn zu gehen."

Nach diesen Prüfungen folgte das Zusammensein mit dem Gemeindekirchenrat. Die Bestände wurden durchgegangen, alte Kleinodien wurden liebevoll und sachkundig abgeschätzt, Inschriften erklärt, alte Drucke und Hand-

schriften übersetzt. Einiges wurde zurückgelegt, um am Sonntag bei der Hauptvisitation unter den Gemeindegliedern herumgezeigt zu werden; jeder sollte erfahren, was für Schätze sein Gotteshaus beherbergte. Dabei kamen gleich Mittel und Wege zur Sprache, wie Ausbesserungen und Wiederherstellungsarbeiten am besten eingerichtet werden könnten.

All seine Findigkeit und Menschenkenntnis wandte Söderblom hier an, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Da ist etwa eine Kanzel zu hoch angebracht. Der Visitator meint: „Es ist wohl in der Ordnung, daß die Gemeinde zu ihrem Hirten aufsieht, aber doch nicht so, daß sie sich dabei den Hals bricht." — In einem Kirchspiel, in dem die Bauern besonders eigensinnig und steifnackig sind, hat der Pfarrer vergebens alles versucht, um ein schönes Flügelbild vom Kirchenboden herunter auf den Altar zu versetzen. Von dem Nachbardorf scheidet die Gemeinde alter Groll; bei der Visitation sagt der Erzbischof wie zufällig: „Ihr habt da ein schönes Altarbild, das ihr nicht in eurer Kirche aufstellen wollt; soeben hat euer Nachbardorf sein Gotteshaus erneuert. So ein Altarbild fehlt ihnen gerade. Schenkt ihnen doch eures!" Dem Vorschlag des Erzbischofs folgt Nachdenken und schweigendes Grollen. Man berät: „Unser Altarbild sollen die Nachbarn bekommen? Nein!" — Und das Bild findet auf dem eigenen Altar seinen Platz, wie es Pfarrer und Bischof gewünscht hatten.

Bei dem Hauptgottesdienst am folgenden Tage trat der Erzbischof selber vor die Gemeinde. Manchmal hatte er einen Vertreter anderer Volks- und Glaubensform mitgebracht. Der Gast redet in gebrochenem Schwedisch zur Gemeinde, oder er liest ein Gebet in fremder Sprache.

Des Bischofs Predigt wird zum festlichen Höhepunkt dieser Tage.

Bei der nachfolgenden Gemeindeversammlung ging Söderblom manchmal sozialen Mißständen kräftig zu Leibe, selbst wenn er dabei vermögende Dorfgewaltige vor den Kopf stieß. Ja, er wagte bei solchem Anlaß kraft seines hohen Amtes, Menschen und Dinge beim richtigen Namen zu nennen; das weckte Achtung und reinigte die Luft.

Hingegen beim nachfolgenden Festmahl im Pfarrhaus war er die Verzweiflung der Pfarrfrauen. In so kurzer Zeit wie möglich sollte dieser Teil der Festfolge beendet sein, der doch sonst nach guter alter schwedischer Sitte den Höhepunkt des Festes zu bilden pflegte. Nach vier im Gotteshaus verbrachten Stunden wollte der Erzbischof noch in irgend einer Tochterkirche der Gemeinde einen Abendgottesdienst halten oder eine Vesperandacht mit gemeinsamem Abendmahl feiern.

Wenn er sich aber doch einmal eine Pause gönnte, ließ er all seinen sonnigen Humor und seine schier unerschöpflichen Einfälle aufblitzen. Niemand, der dieser Tage Last und Mühe getragen hatte, vom Pastor an bis zur Gemeindeschwester und dem Kirchendiener, wurde je von ihm vergessen.

Und so erfüllte er wörtlich seinen schönen Wahlspruch, „ein Mithelfer zu der Menschen Freude“ zu sein. Jede abgelegene arme Gemeinde seines Erzstifts hat auf diese Weise — bestrahlt von der lichten Güte dieses großen Mannes — sich einmal wenigstens dem Herzen des Erzbischofs besonders nahe gefühlt und war von ihm versichert worden, daß es eine würdigere, schönere Kirche,

gläubigere Pfarrer, treuere Kirchendiener, aufgewecktere Schulkinder und ehrenwertere Kirchenälteste nirgends gäbe.

Ja, das schuf neuen Lebensmut! Seine Visitationsberichte sind nicht nur Kulturdokumente, sondern auch menschlich bemerkenswert. Darin gibt es vieles zu lesen, was man in solchen Schriftstücken nicht vermuten würde. So läßt er im Dorf Bällinga protokollieren, daß man aus dem Schulzimmer einen herrlichen Blick auf Upsala Schloß und Dom hat.

Es kommt uns unfaßlich vor, daß ihm in so weitem Umfange, wie dies tatsächlich der Fall war, Landvolk und Gemeinden Gefolgschaft leisteten, wenn er in Vergessenheit geratene kirchliche Formen wieder belebte oder neue Gebräuche einführte. Er ging in Prozessionen, trug mittelalterliche Gewänder, zog Kirchendiener, Älteste und Volk hinter sich her, — nicht etwa unwillig und zögernd, nein, freudig bereit, hochgeehrt, erbaut!

Man hörte zwar gelegentlich ablehnendes Gemurmel, es fielen Bemerkungen über „katholische Sitten, Theatergebräuche“, aber in den Gemeinden selbst spürte man nichts davon.

Wer den Menschenschlag um Upsala herum kennt, weiß, daß er vielleicht die Blüte des schwedischen Bauernadels darstellt, aber romantischer Schwärmerei wenig geneigt ist. Jedoch Nathan Söderblom öffnete ihnen den Blick für die Schönheit ihrer alten Gotteshäuser, lehrte sie, die Kostbarkeit der alten Meßgewänder verstehen, und sie wurden ergriffen von dem Festtagsglanz, den man den heiligen Handlungen zu geben vermag.

Daß Söderblom aber in so weitem Umfang seinem neuen kirchlichen Stil zu allgemeiner Gültigkeit verhelfen konnte, beruhte wohl auch darauf, daß er selbst ein echter Mann des Volkes war. Auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst z. B. huldigte er nie jenem aufgeklärten Despotismus, der im Namen des guten Geschmacks der Gemeinde kurzerhand vorschreibt, was sie schön finden soll, weil eine herrschende Richtung das so will. Es liegt ihm warm am Herzen, daß man die Ansprüche und Gesichtspunkte der Gemeinden soviel als möglich schonen soll. Die Kirchen sollen nicht Baudenkmäler, ihre ehrwürdigen Geräte sollen nicht Schaustücke sein. Sie sollen vielmehr die Heiligtümer einer lebendigen Gemeinde darstellen, welche im Gotteshause die Heimat ihrer Seele sieht. Die Hauptsache ist ihm, daß jeder sich von der Andacht und Schönheit des Heiligtums umweht fühlt.

In einer Kapelle hoch oben im Hälsinger Land wollte ein dörflicher Kunstbeflissener das Kirchengewölbe himmelblau mit goldenen Sternen ausmalen. Das verbot ein feiner Kunstgeschmack; jedoch der Erzbischof tröstete die Waldbauern: So etwas, wie sie planten, gäbe es in der schönsten Kirche der Welt, in „La Chapelle“ in Paris!

Mehr als irgend ein anderer konnte er sich über die neue vielverheißende Kirchenkunst freuen; aber manchmal kamen ihm doch Bedenken, ob die weitgetriebene Stilformung weihevolle Stimmung und Andacht zu schaffen vermöchte. Besonders, wenn es galt, den Gemeinden zu bewahren, was ihnen lieb und wert geworden war, forderte er, daß ihre Gefühle möglichst geschont wurden. Eine große Freude war es ihm, wenn er von den vielen Beispielen erzählen konnte, wo das treue Festhalten am

Alten und die Abneigung gegen Neuerungen der Nachwelt unschätzbare Kunstwerke gerettet hat.
Auch wenn es sich um Musik handelte, kämpfte er für Volkstümlichkeit der Weisen und das Recht des gesunden Laienverstandes und gegen unduldsame Urteile der Kunstverständigen. Er selber liebte alte Kirchenmusik sehr, aber mit wunderbarer Sicherheit vermochte er das wirklich Lebende in der Musik der Alten von dem zu unterscheiden, was nur geschichtlichen und Altertumswert behalten hatte. Bereits am 28. Mai 1896 schreibt er aus Paris: „Ich habe nicht viel für die Erneuerer unserer Kirchenmusik übrig, die für alles schwärmen, was alt ist, selbst für die alte gekünstelte katholische Musik, deren Schöpfungen doch für ein germanisches und protestantisches Ohr durchaus ungenießbar sind. Man sollte musikalische Feierstunden einrichten unter Verwendung der alten protestantischen, einfachen und gemütreichen Oratorienmusik, mit Choreinlagen, die die Gemeinde singen könnte. Zum Beispiel Christi Leidensgeschichte wäre in Chören, Soli und Chorälen darzustellen, alles leicht faßlich und einfach. Soweit geistliche Volkslieder dazu geeignet sind, sollte man auch sie recht zahlreich einstreuen, damit die gottesdienstliche Versammlung sich ganz in ihrer Kirche zu Hause fühlen kann. Auch Schulchöre müßte man einflechten. Wenn ich einmal eine Gemeinde daheim bekäme, würde ich so etwas ins Leben rufen. Dieser liturgisch-musikalischen Sucht, unsere Gottesdienste zu verbessern oder vielmehr zu verschlimmern, möchte ich wohl einmal eins auswischen!“
Söderblom hing an den geistlichen Volksliedern der Erweckungszeit, denn er wußte aus seiner Kindheit, welche Bereicherung ihre Innerlichkeit und Kraft für die kirch-

liche Feier bedeutete. Als sie in den Anhang des schwedischen Gesangbuches aufgenommen wurden, verwandte er sie gern selbst im Hauptgottesdienst.

Anläßlich einer Visitation predigte er in einem Missionshaus über einige Bitten des Vaterunsers, begleitete dann auf der Orgel den Gesang des Liedes „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?“ und ließ am Schlusse alle Harmonien in brausenden Akkorden ausklingen. Auf dem Heimwege sagte er: „Da ist etwas brüchig im Christenleben, wo man sich vor diesen Liedern fürchtet.“ Es lag bei dem großen Erzbischof unter aller Gelehrsamkeit, unter aller wählerischen Kultur und allem kirchlichen Schönheitssinn eine altväterisch christliche Einfalt verborgen. Er verstand die Frömmigkeit schlichter Herzen und wurde von ihnen verstanden.

Die Stellung eines schwedischen Erzbischofs berechtigt ihn an sich nicht zu geistlicher Führung in der Kirche; der Vorsitz bei Synoden oder in der von der Allgemeinheit recht wenig beachteten volksmissionarischen Arbeit machen ihn durchaus noch nicht zu einer Hauptgestalt im Geistesleben der Nation. Jedoch Nathan Söderblom war wirklich des Schwedenreiches Erzbischof, einer der wenigen, die diesen anspruchsvollen Titel zu tragen verstanden, eine der hervorragendsten Erscheinungen unter den neueren Trägern dieses Amtes. Daß er 1921 in die „Schwedische Akademie der Wissenschaften“ gewählt wurde, bestätigt nur, welche hohe Stellung er im schwedischen Geistesleben einnahm.

Wenn er aber amtlich mit anderen Vertretern der schwedischen Kirche zusammenkam, fand sich nicht immer ein Gleichklang der Seelen. In der schwedischen Kirchenver-

fassung gibt es die sogenannten „Wähler“, die von Stimmberechtigten gewählt werden und ihrerseits Laienbeisitzer bestimmen müssen. Solche Wählerversammlungen, die eigentlich Kirchenälteste auf Lebenszeit sind, sorgen dafür, daß sich nicht neumodische und revolutionäre Richtungen in die kirchlichen Entscheidungen einschleichen. Das ist gewissermaßen ein „Rat der Greise“ in Reinkultur, eine seltsame Versteinerung in diesem Jahrhundert der Jugend. In diesen Versammlungen spielte Nathan Söderblom mehr als einmal die Rolle des „eingeschränkten Monarchen“. Die wichtigste der Fragen, in der der Erzbischof eine von der Mehrheit abweichende Meinung vertrat, ging um die Erneuerung des schwedischen Gesangbuches.

Söderblom war der Gedanke nicht fremd, daß ein neues Zeitalter gern mit neuen Klängen in den heiligen Chor der Gemeinde einstimmen möchte. In einem Brief vom 7. Juni 1916 deutet er dem Staatsrat Westman seine Gedanken über eine Lösung der Gesangbuchfrage an: „Für ein neuzeitliches Gesangbuch fehlen noch alle Vorbedingungen. Es gäbe die Möglichkeit, ein Gesangbuch zu schaffen, das den volkstümlichen religiösen Liedern Raum ließe, soweit geläuterter Geschmack ihnen zustimmen kann. Eine solche Bereicherung unseres Gesangbuches durch volkstümliche Lieder wäre ein gesegnetes Werk.“

In Pfarrerkreisen hatte man längst eine Verbesserung des alten Gesangbuches gewünscht, dessen Redaktion aus dem Jahre 1819 stammte. Es enthielt so vieles, was mit Mißklang das Ohr berührte, leeres, blumenreiches Geschwätz, das nie lebendiger Lobgesang gewesen war. Außerdem sollte ein Gesangbuch, das heutigen Menschen

dient, wohl auch die neuen Teile der Reichsgottesarbeit, Diakonie und Mission, widerspiegeln. Aber die Reformbestrebungen stießen je länger je mehr auf unerwarteten Widerstand. Es zeigte sich, daß das alte Gesangbuch unter Laien, besonders unter gebildeten Laien lebendig wirkte, ja daß es für manche das einzige Buch war, an dem sie mit ganzem Herzen hingen, das einzige Band, das sie noch mit der Kirche der Väter verband.

Daher schlugen Einsichtige einen Anhang vor, der Bischof Wallins altes Gesangbuch unverändert bestehen ließ. Die Akademie empfahl diese Lösung, und ein Anhangsvorschlag wurde unter Söderbloms Mitwirkung entworfen. Denn der Erzbischof betrachtete es als eine Gefahr für die Kirche, wenn er in dieser Streitfrage gegenüber der eindeutigen Stellungnahme der gebildeten Laien eine Lösung nach rein kirchlichen Gesichtspunkten erzwungen hätte. Er brach in einer Sitzung des Kirchenausschusses, in der er nicht den Vorsitz führte, eine Lanze für den Anhangsvorschlag, für die neuen Lieder aus der Gemeinschaftsbewegung, endlich für die neu erwachte kirchliche Liederdichtung. Zum Schlusse mahnte er, auszuharren bis zu jenem Tage, der uns ein neues Gesangbuch schenkt, das man dann hinnehmen solle als eine willkommene Gabe: „Wir fühlen schon den Flügelschlag dieser kommenden Zeit."

Diese Ausschußsitzung fand im Dezember 1920 statt. Doch Söderbloms hinreißende Worte fruchteten nichts. Der König entschied für den behelfsmäßigen Ausweg, daß der Anhang zustandekommen sollte.

Aber im Kampf um die Berechtigung des Laienstandpunktes bei der Erneuerung des Gesangbuches hat Na-

than Söderblom seiner Heimatkirche einen wirklichen Dienst erwiesen: Es war ein Schritt unter vielen in seiner inneren Kirchenpolitik, ein Schritt auf dem Wege des Verstehens, auf dem er Kirche und Kultur zu einer neuen segensreichen Einheit zusammenführen wollte.

Välgörare och vän!

Siffrorna som beteckna vår ålder, gå uppåt. Men har man kommit till viss, så hamlar man otvetydigt ner i mellan, intighetens och den mänskliga ynkedomens bomärke.

När man når de högre tiotalen, begå också ovettanåt en högtid med blommor och tal enligt regeln: De mortuis nihil nisi bene.

Kanske är denna sed ej en tillfällighet. Vårt tycke är stelt. Ej sällan hålla vi icke med de vänliga orden, tills det är för sent. Men när åttatal med nollan uppträder i en ålder, ja numera även i en medelålders persons levnad, öppna vi våra hjärtan. —

Anfangszeilen aus Erzbischof Söderbloms Dankschreiben
nach seinem 60. Geburtstage am 15. Januar 1926.

Vänskapens överseende och kärleksfullt förstående ord bliva gåva en konfirmationsteckning av ett oupptnått ideal. Vi nödgas besinna vad skapar oss ansvar med oss och vad våra bästa stunder valat.

"När I haven gjort allt som eder blivit befallt, då skolen I säga: Vi äro blott unga tjänare. Vi hava endast gjort vad vi voro pliktiga att göra. Ingen har gjort vad han borde göra utom den ende. Låt mig därför ändra texten: "Har någon gjort något av det han borde göra så må han kungöra själen med att säga: Jag är blott en ovärdig tjänare. Jag har icke mer gjort vad jag var pliktig att göra."

Bruchstück aus dem Dankschreiben Erzbischof Söderbloms nach seinem 60. Geburtstage.

Sächsische Landesbibliothek
Dresden

6. Kapitel

FÜR CHRISTLICHE GEMEINSCHAFT UND DEN FRIEDEN DER VÖLKER

Sächsische Landesbibliothek
Dresden

Am Abend des 8. November 1914 wurde in der Domkirche zu Upsala ein Gottesdienst gehalten. Der neugeweihte Erzbischof bestieg die Kanzel und sprach von der Not des Krieges und von der Pflicht der Christen, in der Zeit des Hasses und des Zwiespaltes unverdrossen für die Verwirklichung der christlichen Brüderlichkeit zu beten und zu kämpfen. „Der Krieg kann die Bande nicht zerreißen, mit denen Christus die Gläubigen vereint. Laßt uns den Herrn bitten, daß er uns Frieden gebe, daß der Tag bald komme, an dem die Völker in Liebe vereint werden und Christus der Herr ist, jener Tag, der die Gebete der Heiligen in Erfüllung gehen läßt."

Das war seine erste Amtshandlung. Aber es war nicht das erste Mal, daß er für die Sache des Friedens das Wort ergriffen hatte. Im Herbst 1905, als alle großschwedischen Herzen überschwollen vor Groll über den vermeintlichen Schimpf der Auflösung der Union mit Norwegen, hatte er eine Predigt gehalten, in der er Gott dafür dankte, daß der Frieden trotz allem aufrechterhalten wurde, und in der er an die Pflicht mahnte, uns ohne Bitterkeit und Scheelblicke um unsere eigenen nationalen Aufgaben zu scharen. Diese Predigt hatte damals Aufsehen erregt und war vielfach als Beweis nationaler Selbstaufgabe beurteilt worden. Im christlichen Studentenverband setzten einige Eiferer gegen Söderbloms Wunsch es durch, daß das für das Jahr 1906 geplante nordische Studententreffen nicht zustande kam. Daß die nordische Studentenbewegung dennoch zusammenhielt, war nicht zum wenigsten Söderbloms Verdienst.

Die kleine Wolke, die der Bruch der schwedisch-norwegischen Union am Himmel des Friedens hatte auftauchen

lassen, war ein Nichts gegen das Dunkel der Götterdämmerung, das die Welt im Jahre 1914 verfinsterte. Die Christen wurden von dem Sturme des Völkerhasses mit ergriffen. Priester verkündeten in „alttestamentlichem“ Zorn den gerechten Krieg des Herrn Zebaoth: Der Herr ist mit uns, unsere Feinde sind seine Feinde. Die Vertreter der Humanität höhnten oder jammerten untätig über den Bankerott des Christentums.

Während andere klagten, handelte Söderblom. Er versuchte es, führende Männer der protestantischen Kirchen in der ganzen Welt zu einem eindringlichen Aufruf für den Frieden zu vereinigen. Die Frucht seiner Anstrengungen war das Wort der Mahnung „Für Frieden und christliche Gemeinschaft“, das am 27. November 1914 in die Welt hinausgerufen wurde: „Der Weltkrieg verursacht unaussprechliche Qualen. Die Kirche, Christi Leib, wird geschunden und leidet. Die Menschen klagen in ihrer Not: Herr, wie lange? .... Wir, die Diener der Kirche, richten an alle, die Macht und Einfluß besitzen, einen eindringlichen Mahnruf, den Gedanken an Frieden ernsthaft ins Auge zu fassen, so daß das Blutvergießen bald ein Ende haben möge.“

Der Aufruf war von sämtlichen Kirchenführern in den neutralen Ländern unterzeichnet, die darum gebeten worden waren, aber in den kriegführenden Ländern hatten nur zwei unterschrieben, der Erzbischof von Finnland und ein ungarischer Bischof. Aus Deutschland wurde geantwortet, daß man einen Aufruf nicht unterzeichnen könne, in dem die Frage nach der Kriegsschuld einem zukünftigen Urteil der Geschichte und Gott überlassen werde. Es wäre abzulehnen, die gerechte Sache Deutschlands auch nur in Frage zu stellen. Die Engländer fürch-

teten, daß ihre Unterschrift als ein Wunsch gedeutet werden könnte, den Frieden um jeden Preis wiederherzustellen.

Viele Antworten waren — wiewohl ablehnend — im Grunde ermutigend für die Einladenden. Von manchen, die nicht kommen konnten, lagen Briefe voll sorgenschweren, verantwortungsvollen Ernstes vor, so von dem heimgegangenen ritterlichen D. Dr. Dryander, der sich über die „Zersplitterung in den Kirchen“ aussprach.

Söderblom selbst bewahrte eine unvergeßliche persönliche Erinnerung an diesen aufrechten, vornehmen Vertreter der evangelischen Kirche im kaiserlichen Deutschland. „Ich höre noch“ — sagte er, — „den strengen Klang in seiner Stimme, als er flammend vor christlicher Empörung, ein Verdammungsurteil über diejenigen Glieder der Pfarrerschaft aussprach, welche es wagten, den Wunsch „Gott strafe England“ in den Mund zu nehmen, den einzelne Eiferer zu einer Art Losung und Feldgeschrei erhoben hatten“. .... Sie sollten dieser Überheblichkeit nicht froh werden; es zog der Tag herauf, wo ihre billige Lebensweisheit den Boden unter den Füßen wanken fühlte und ganz überraschende Erdbeben und Ausbrüche erlebte — Anzeichen einer veränderten Denkweise, welche im Stillen aus den ideellen Kräften ihre Nahrung zog, die man eine Zeitlang verachtet und übersehen hatte. Und so wird es immer wieder sein: Gottes Torheit geht über Menschen Klugheit.

Söderblom ließ trotzdem den Mut nicht sinken. Die Quäker in England, die gegenüber der Verweltlichung des Christentums den Idealen des Urchristentums die Treue bewahrt hatten, bestanden auch die Feuerprobe des Weltkrieges. Sie begannen im Jahre 1917 für eine

übernationale christliche Tagung zu arbeiten. Söderblom hatte ähnliche Pläne erwogen, und gemeinsam mit den Vertretern des nordischen Ausschusses des „Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen“ wurde die Einladung zu einer übernationalen Tagung in Upsala am 14. Dezember 1917 ausgesandt. Den Teilnehmern aus den Entente-Ländern wurden die Pässe verweigert. Clémenceau hatte seinen Siegerfrieden in Sicht. Nichts durfte also geschehen, was den Glauben an das Recht rücksichtsloser Vergeltung erschüttern konnte. Die Tagung kam nicht zustande. Neue Einladungen im Laufe des nächsten Jahres waren genau so erfolglos.

Wenn man einmal die Vorgeschichte der ökumenischen Bewegung schreiben wird, wird es sich zeigen, welche übermenschlichen Anstrengungen Söderblom während dieser Jahre gemacht hat, um den Gedanken zu verwirklichen, den er als den Leitstern seines Lebens empfand. Das erforderte einen Glauben, der Berge versetzen konnte, einen Optimismus, der jeden armseligen Lichtstrahl hinter den Wolken einfing, einen Willen, — nicht aus Eisen oder Stahl, der wäre an dem übermächtigen Widerstande zerbrochen, — sondern einen Willen, der die Zähigkeit und die Erneuerungskraft eines Muskels besaß, der Hunderte von Malen gebeugt wurde und nachgeben mußte, und stets aufs neue emporschnellte, als ob nichts ihm etwas anhaben könnte.

Es erschien manchmal völlig hoffnungslos, eine Annäherung auch nur zu versuchen. Söderblom hatte während des Krieges England besucht, um für die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen zu wirken; aber er fand die englischen Bischöfe dermaßen deutschfeindlich, daß er sie nicht einmal zu bitten wagte, an der Gedächtnis-

feier teilzunehmen, die von den schwedischen und deutschen Protestanten zur Erinnerung an Luthers Auftreten vor dem Reichstag zu Worms veranstaltet werden sollte. Er verstand die seltene Kunst, klug nachzugeben und auf seine Stunde zu warten.

Der Haß, die nationale Verblendung, wahnwitziger und lächerlicher in ihren Äußerungen als irgend eine geistige Epidemie, von der die Menschheit früher heimgesucht worden war, die systematischen Lügen und Verleumdungen hatten schlimmere Wunden geschlagen als der furchtbare Massenmord. Die durch den Krieg getrennte europäische Christenheit wieder zu vereinen war die erste Absicht von Söderbloms Werk.

Aber nicht seine letzte. Kirchliche Einheit bedeutete ihm niemals charakterlose Gleichförmigkeit. Es konnte keine Rede davon sein, daß irgend eine Kirche ihre Eigenart aufgeben sollte, die in ihrer Überlieferung, ihrem Bekenntnis und ihrem Glauben Ausdruck gefunden hatte. Der gemeinsame Klang sollte vielstimmig, nicht einstimmig sein, denn nur das Zusammenwirken freier, selbständiger Persönlichkeiten bereichert das Leben. Schon das Erlebnis dieser Einheit über und aus der Vielheit bedeutet einen Gewinn für das Geistesleben, sei es, daß es uns lehrt, neue Seiten in dem heiligen Erbe zu entdecken, das die Kirche aller Christusgläubigen bewahrt, oder daß wir aus Gegensätzen, die wir ehrlich anerkennen, die Wahrheit besser schätzen lernen, die uns anvertraut worden ist.

Er stand nicht allein in seinem Bestreben. Zwar hatte sich die Christenheit des Westens nationaler Verblendung hingegeben. Alles Licht schien erloschen. Nur hie und da

glomm ein kümmerlicher Funke, den der Sturm noch nicht zum Erlöschen gebracht hatte. Da waren Hände, die sich im Schatten des Dunkels zu fassen suchten, Gedanken sprangen aufeinander über; die Liebe wurde in jenen Jahren so erfinderisch, daß Söderblom und seinen Mitarbeitern der Glaube an den Gott der Erhörung gestärkt wurde.

War es ein Spiel des Schicksals oder das Walten der Vorsehung? In den letzten Julitagen 1914, als der drohende Krieg schon bleischwer auf Europa lastete, hatten in Konstanz einige beherzte christliche Männer und Frauen den „Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen" begründet. Sie waren wie ein Zug Vögel, auf die der Habicht herabstößt oder die ein unerwarteter Donnerschlag verstört. Was oben von den Quäkern gesagt wurde, das galt auch von anderen. Auf deutscher Seite darf Adolf Deißmann nicht vergessen werden, der in seinen „Evangelischen Wochenbriefen" während der Kriegsjahre mit ebenso viel Mut wie Würde der Gerechtigkeit, ja der Versöhnlichkeit das Wort redete.

Im Jahre 1917, als Söderblom die Vorbereitungen für eine übernationale christliche Tagung in Upsala begonnen hatte, geriet ihm eines Tages eine englische kirchliche Zeitschrift, „The Challenge" in die Hände. „Meine Augen fallen auf die Überschrift: Eine übernationale christliche Konferenz. Die Notwendigkeit einer solchen wird unterstrichen, nachdem eine von vielen mit größten Erwartungen begrüßte internationale Zusammenkunft der Arbeiterbewegung durch Paßverweigerung und andere Schwierigkeiten verhindert worden war. Ich las und wagte kaum, meinen Augen zu trauen, — konnte das wahr sein? Dann war es eine Gebetserhörung!" —

Den Plan zu einer solchen Tagung hatte man unabhängig voneinander an verschiedenen Orten gefaßt, so 1916 in den Vereinigten Staaten, in Ungarn, der Schweiz und Schweden und 1917 in England.

Der Krieg ging indessen weiter: immer umfassender wurde der Einsatz von Menschenleben, immer rücksichtsloser wurden die Kampfmethoden. Die bisherigen Mißerfolge hätten den Erzbischof von der Hoffnungslosigkeit seiner Sache überzeugen sollen. Aber die steigende Not ließ seinem Gewissen keine Ruhe. Er wagte es nicht, im Schweigen zu verharren. Noch zweimal wiederholte er im Jahre 1918 seine Einladung, — ohne Erfolg. Erst nach dem Waffenstillstande vermochte er, auf lange Sicht für seine Pläne zu wirken. Der Anlaß bot sich im Oktober 1919, als der „Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen“ seine Tagung in Wassenaer in Holland hielt. Da erlebte man Stunden voller Spannung, als Christen aus den Ländern, die sich ganz kürzlich noch in besinnungsloser Feindschaft bekämpft hatten, sich wiedersehen sollten. „Ich ging“ — berichtete Söderblom — „mit dem alten Bischof Talbot im Park spazieren. Plötzlich ruft er aus: „Nein, sieh einer an, — mein alter Freund Spieker!“ — und so schnell, als sein steifes Bein es ihm erlaubte, lief er einer ehrwürdigen Erscheinung nach, der ein langer weißer Bart das Aussehen von Gott-Vater in der Bilderbibel verlieh. Es war der frühere Verwaltungsrat der Siemens-Halskeschen Werke, der langjährige Vorstand der deutschen Inneren Mission. Die beiden Alten lagen sich in den Armen. Das war gleich nach dem Kriege das erste Wiedersehen zwischen einem Deutschen und einem Engländer, von dem ich Zeuge sein durfte.“ — — —

Bei dieser Tagung in Wassenaer legte Söderblom seinen Plan einer allgemeinen Kirchenkonferenz dar; sie sollte die Möglichkeit einer Zusammenarbeit aller christlichen Gemeinschaften zur Lösung neuzeitlicher, dem Wesen der Kirche naheliegender sozialer Fragen behandeln. Die Tagung des „Weltbundes“ in Wassenaer sah sich nicht für zuständig an, einen Beschluß hierüber zu fassen. Sie gab aber dem Söderblomschen Plane an sich ihre vorbehaltlose Zustimmung und drückte die Überzeugung aus, daß eine solche Konferenz, wenn sie verwirklicht werden könnte, der Menschheit zu unermeßlichem Segen werden müßte.

In jener Stunde hatte der Gedanke, mit dem sich Söderblom so lange getragen hatte, unter den Versammelten gezündet. Söderblom selbst gibt darüber in seinen Aufzeichnungen nur unzureichende Kunde. Seine Anspruchslosigkeit ist oft der Kummer seines Biographen. Jedoch Bischof Bell, damals die rechte Hand des Erzbischofs von Canterbury, schreibt: „Es ist kaum möglich, die Bedeutung von Söderbloms Teilnahme an jener Tagung zu überschätzen. Eine so christlich-gläubige und dabei so reich ausgerüstete Persönlichkeit, voll Sachkunde und Wohlwollen, war ganz unentbehrlich, wenn die Zusammenkünfte in Zukunft erfolgreich werden sollten. Denn die, welche sozusagen frisch vom Schlachtfelde kamen, sind schwerlich der Aufgabe des Vermittlers gewachsen. Andrerseits waren diejenigen Neutralen, die der Wahnsinn des Krieges, sein Elend und der racheatmende Friedensschluß verbittert hatten, aus anderen Gründen ungeeignet zur Vermittlung.

Erzbischof Söderblom war neutral, er war es im höchsten Maße, aber gleichwohl beseelte ihn tiefes Verständnis'

für beide Parteien und für die Leiden, an denen sie litten; das setzte ihn instand, beiden Parteien in seltener Weise Berater, Führer und Prophet zu sein. Er war so glücklich, daß der Kampf zu Ende war, so bereit zu hoffen, so bemüht zu helfen und überzeugt davon, daß nur durch Christus und die vereinigte Liebeskraft christlicher Menschen und Kirchen Versöhnung und eine neue Weltordnung zuwege gebracht werden könnte!“

Hauptsächlich durch Söderbloms Anstrengungen, denen sich die werktätige Beihilfe des amerikanischen „Federal Council“ gesellte, konnten im folgenden Jahre (1920) in Genf etwa 90 Vertreter verschiedener Bekenntnisse sich versammeln, die einen „vorbereitenden Ausschuß für die Weltkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung“ einsetzten. Im Augenblick der Beschlußfassung sah es fast so aus, als ob der mühsam aufgeführte Bau dieses vorbereitenden Ausschusses in Stücke gehen sollte. Der schicksalsschwerste von allen Mißgriffen des „Siegerfriedens“, der Kriegsschuld-Paragraph, welcher einem ganzen Volke ein Schuldbekenntnis aufzwang, das einfach nicht aufrichtig gemeint sein konnte, aber das immerhin den Siegern eine Art Rechtsgrund geben sollte, noch ungeborene Geschlechter bis ins dritte und vierte Glied in der Sklaverei unmöglich abzutragender Kriegsschulden zu halten, — jener wahnwitzige Triumph warf seine düsteren Schatten auch über diese Verhandlungen. Franzosen und Belgier sahen es als eine Gewissenssache an, die Politik ihres Landes zu verteidigen. Nur nach einem wiederholten „Sündenbekenntnis“ (!) sollten die Deutschen an der geistigen Mitarbeit sich beteiligen dürfen. Die deutsche Abordnung ihrerseits war mit amtlichen Schriftstücken versehen, die alle Verantwortung

am Kriege der Gegenseite aufbürdeten. Hier brauchte man mehr als Wohlwollen und Güte, mehr als Vernunft und kluge Mäßigung, um eine Kluft zu überbrücken, die auf lange hinaus alle Verbindungen völlig unmöglich gemacht haben würde; hier half nur eine Herzensverfassung, ein Einfühlungsvermögen, das ganz wenigen Menschen beschieden ist. Söderblom gehörte zu diesen wenigen. Und er hatte Helfer. In einem verhängnisvollen Augenblick rettete der Führer der amerikanischen Abordnung, Arthur Broon, die Lage. Er stimmte einen Choral an. In dem Reiche, das höher ist als alle Vernunft und jenseits aller Formeln liegt, ward die schon verlorene Einheit neu gebaut, — oder richtiger gesagt: dort war sie nie gefährdet gewesen! — —

In Genf hatte der Gedanke an die ökumenische Konferenz feste Formen angenommen. Nun erst konnte die eigentliche Arbeit zu ihrer Verwirklichung einsetzen, — die Lösung der tausenderlei praktischen Fragen, welche Vorkenntnisse, Mühewaltung, erfinderische Liebe, Takt und Entschlußfähigkeit in einem Grade voraussetzen, den man sich kaum vorzustellen vermag. Oft zeigte es sich erst, wenn man vor einem gewissen Abschluß zu stehen glaubte, wie übermenschlich groß im Grunde die Schwierigkeiten waren.

Die Hemmungen, die den Vorbereitungen der Weltkonferenz bereitet wurden, beleuchtet am besten die Tatsache, daß die neue religiöse Einigungsbewegung von Anfang an in zwei Lager mit teilweise ganz entgegengesetzten Zielen aufgespalten war. Söderblom und seine Richtung suchte die Christen der Welt zusammenzuschließen in gleicher Verantwortung gegenüber der allgemeinen Not, im gemeinsamen Streben, Staats- und

Gesellschaftsleben mit christlicher Liebe und Gerechtigkeit zu durchdringen. Des Erzbischofs Absicht war nicht, daß die Konferenz in hochtönenden stimmungsvollen Äußerungen allgemeiner Art ausklingen solle. Er dachte an eine ganz bestimmte Zusammenarbeit in allen dem Christentum naheliegenden sozialen und ethischen Fragen. Er übersah dabei nicht, daß der sittliche Standpunkt, den jemand einnimmt, unauflöslich verbunden ist mit der Glaubenswelt, aus der er stammt. Was ein Christ für recht hält, beruht darauf, was er glaubt, wie er glaubt. Und Söderblom hielt das Gemeinsame und Verbindende in den christlichen Bekenntnissen für stark genug, um als Grundlage zu dienen, von der aus man einzelne Programmpunkte gemeinsam in Angriff nehmen könnte. Er glaubte, daß eine einheitliche christliche Weltmeinung imstande sein müßte, die Forderungen des Evangeliums überall durchzusetzen.

Vollkommene Übereinstimmung in allen Fragen des Glaubens und der christlichen Denkweise hielt er weder für möglich, noch auch für erstrebenswert. Gewisse Abweichungen im Bekenntnis schienen ihm zur persönlichen Eigenart jeder Kirche zu gehören, die sie als ihre besondere Gnadengabe zu hüten und mit der sie den ihr eigenen Ton zu dem vielstimmigen Chor beizutragen habe.

Die geplante Tagung erhielt schon im Jahre 1920 den Namen: „Weltkonferenz für praktisches Christentum“ (Life and Work).

Eine andere Richtung, welche besonders anglikanische Kirchenkreise vertraten, wünschte eine Tagung für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order). Christliche Einheit muß Glaubenseinheit sein, und Glaubenseinheit bedeutet nach Meinung der anglikanischen

Kirche Einheit des Bekenntnisses und der Kirchenverfassung. Besonders hatten maßgebende Vertreter der englischen Hochkirche ursprünglich Einigkeit in der Auffassung des Sakraments und ein rechtmäßiges Bischofsamt mit apostolischer Nachfolge als Gradmesser für eine wirkliche geistige Gemeinschaft aller Kirchen erhofft.

So hätte — zur Freude aller Außenseiter — die christliche Weltkonferenz leicht mit Kampfansagen enden können! Um so mehr ehrt es die Vertreter der christlichen Einigungsbewegung, daß diese Meinungsverschiedenheiten ein vertrauensvolles Zusammengehen in den grundlegenden Fragen nicht unmöglich machten. Bischof Brent, der Leiter des vorbereitenden Ausschusses der Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order), nahm im Jahre 1925 an der Weltkonferenz für Praktisches Christentum in Stockholm teil, ebenso wie Söderblom, obgleich er die Tagung für Praktisches Christentum (Life and Work) für wichtiger hielt, die Lausanner Tagung des vorbereitenden Ausschusses der Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung im Jahre 1927 besuchte, bei der Brent den Vorsitz führte. Ein Zusammengehen beider Richtungen schien damals noch untunlich. Es war schon so, wie D. Kappler vom Deutschen Kirchenausschuß es in einem seither geflügelt gewordenen Worte aussprach: „Die Lehre trennt — der Dienst verbindet.“ Wenigstens vermochte das starre Betonen der Grundsätze beider Richtungen nicht zu verhindern, daß man in klar gefaßten Richtlinien und in gemeinsamem Handeln die Einheit in der Nachfolge Christi bezeugte, Einheit im Dienste, den Er uns vorlebte, dessen Fortsetzung Er uns anvertraute.

Daß die ökumenische Konferenz in Stockholm im Jahre 1925 zustande kam, war ohne Zweifel Söderbloms Verdienst. Seine Arbeitskraft, die immer normales Maß überstieg, verdoppelte sich vor der Aufgabe. In der unglaublich verwickelten und anstrengenden Vorbereitungsarbeit war er Wille und Hand zugleich. Er dachte an alles, griff überall ein, ordnete die kleinsten Einzelheiten. Von den großen Fragen der Tagung an, der hohen kirchlichen Diplomatie, die entfaltet werden mußte, um die Teilnahme gewisser Würdenträger zu sichern, bis zur Festlegung des Papiers und der Schriftart für die Drucksachen der Konferenz, war ihm nichts fremd.

Es wurde auch für seine Riesenkräfte zu viel. Er opferte sich auf während dieser Jahre. Das geschah nicht aus Gedankenlosigkeit. Er wußte, was er tat. Auf eine ernste freundschaftliche Mahnung hin, sich zu schonen, antwortete er einmal: „Ein Christ muß auf seinem Posten fallen."

Die Kraft, die ihn aufrecht erhielt, war sein Glaube, und der war, wie jeder andere Glaube, in vielen Stücken „den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit". Denn er bewegte sich in Bezirken, die nicht jedem Beliebigen zugänglich waren, und arbeitete mit Werten, die nicht alle verstanden. Die Absicht seiner Handlungen wurde oft mißverstanden.

Endlich kam der große Tag der Eröffnung der Weltkonferenz für Praktisches Christentum in Stockholm im Jahre 1925. Fremdlinge von nah und fern, von Kalifornien im Westen und von Malabar im Osten, Japaner und Franzosen, orthodoxe Metropoliten und Quäker, Anglikaner und Freikirchenleute trafen einander in Schwedens

Hauptstadt. — „Es gibt Leute, die schauen vom erhabenen Standpunkt ihrer Frömmigkeit auf den farbigen Strom der ökumenischen Tagung herab und finden uns ungefähr ebenso gemischt wie den Inhalt einer Arche Noah ...“ schreibt der Erzbischof in diesen Tagen. Trotz der scherzenden Ausdrucksweise zeigt der Tonfall eine leichte Gereiztheit, die ihn im Hinblick auf solche Splitterrichter überkommt.

Aber man brauchte gar nicht von Übelwollen oder insularer Überheblichkeit erfüllt zu sein, um sich in dem Gewimmel von Richtungen, Nationen und einzelnen Berühmtheiten wie verraten und verkauft vorzukommen. Anders war es bei Söderblom. Das Durcheinander fremder Zungen war seiner Seele ein Labsal. Im Lande Ökumenien war er daheim. An diesem großen Augenblicke seines Lebens maß er seine Kräfte. Er bot sie alle auf, — nicht nur seine angeborene Gewandtheit, seine blitzschnelle Einfühlungsgabe, seine Anpassungsfähigkeit, sondern auch seinen einzigartigen Reichtum an Kenntnissen und Erfahrungen — die beharrliche Vorbereitungsarbeit eines ganzen Jahrzehnts. Die führenden Persönlichkeiten der verschiedensten Richtungen und viele der Kämpfer in Reih und Glied waren seine langjährigen Freunde und Bekannten.

Sicher trägt sein großer Bericht über die Stockholmer Weltkonferenz — wie seine anderen späteren Schriften — Spuren der Erschöpfung, die ihn in dieser Abendstunde seines Lebenstages überkam. Da gibt es Massen von unverarbeitetem Stoff, Umänderungen, Sprünge im Zusammenhang. Für seine Freunde wirkte selbst sein Wortüberfluß — wie ihn Abspannung mit sich bringt — wie jedes Zeichen von Ermüdung seltsam ergreifend.

War es doch der Schlußstein in dem Werk, für das er den höchsten Einsatz, buchstäblich gesprochen, sein Leben gab. Aber seine Schilderung enthält auch Meisterstücke des Stils, Höhepunkte der Darstellungskunst, wenn er treffende Charakterzeichnungen gibt oder Käuze und Sonderlinge aus der vielgestaltigen Menge mit rascher Feder festhält. Welch ein Blick für menschliche Eigenart, welche überströmende Herzensgüte, die einen jeden nach seinem Wert und seinen Gaben zu ehren wußte.

Söderblom hat in seinem Bericht über die Tagung den einzelnen Abordnungen und ihren Gliedern besondere Abschnitte gewidmet. „In britischen und amerikanischen Zeitungen hat gestanden — was übrigens in Stockholm von Mund zu Munde ging — daß die deutsche Abordnung von überragender Bedeutung war, ... denn zu ihr gehörten Männer wie Simons, Ihmels, Kappler, Deißmann, Schoell, Rendtorf, v. Pechmann, Siegmund-Schultze, ... ja, wo anfangen, wo schließen!“

Persönliche Freundschaften und gemeinsame Erfahrungen verbanden den Erzbischof mit den meisten dieser Männer. Er schildert sein Zusammentreffen mit Simons anläßlich des Luther-Konvents 1923 auf der Wartburg: „Langsam erklommen wir die Steige, welche Martin Luthers und der Heiligen Elisabeth Füße einst betreten hatten. Oben suchten wir uns einen Schlupfwinkel, der die Aussicht nach Norden über die weiten bewaldeten Thüringer Bergkuppen und den Tannhäuserberg freiließ. Behaglich klettert das Städtchen Eisenach aus einer Schlucht herauf, die sich im Annenthal fortsetzt bis zur „Hohen Sonne“ und dem Rennsteig, der Heerstraße der Völkerwanderung. Uns ward still und feierlich zumute.

Den greisen Schloßhauptmann Lucas Cranach, seines Namens und Geschlechtes der letzte, hatten wir bereits aufgesucht. Nun saßen wir allein in einem Schweigen, das wohltuender war als viele Worte.... Eine solche Stunde gehört an sich schon der Ewigkeit an; die vermag sich niemand zu schaffen, aber hin und wieder wird sie einem geschenkt. Alles Vergängliche ward uns zum Gleichnis. In Simons Geist ist die Weisheit Platons mit echtem Urchristentum verschmolzen zu einer Kraft, die eben in jenem Jahre ihre stählende Wirkung bewies, indem sie ihm innere Befreiung und Freudigkeit verlieh, obgleich er von anscheinend kaum tragbaren Leiden heimgesucht war."

Als einige Monate später Söderblom in Dearborn in den Vereinigten Staaten vor Henry Ford trat, um ihm die Notlage Europas darzustellen, fiel ihm etwas aus diesen Wartburg-Gesprächen ein: Simons hatte ihm erzählt, wie er im Januar 1923 eine Summe auf die Deutsche Bank eingezahlt hätte, die seine Familie zur Sommerreise verwenden wollte; als die Ferien vor der Tür standen, war die Summe auf ein Neuntel ihres Wertes zusammengeschmolzen. Als der Erzbischof dies als Beispiel benutzte, sah Henry Ford nachdenklich aus; langsam, zweifelnd fragte er: das hieße also, 9 Dollar wären ein Dollar? Für Henry Ford war das eine wunderliche unfaßbare Sache.... Leichter vermochte er sich vorzustellen, daß ein Dollar sich in neun Dollar verwandelt.

Zu keinem seiner deutschen Mitarbeiter fühlte sich Söderblom so hingezogen wie zu D. Simons. Ein tiefes Bewußtsein von der sozialen Verantwortung und Verpflichtung, die das Christentum auferlegt, war die Grundlage für den Gleichklang ihrer Seelen.

Sachsens Bischof, der zähe Lutheraner Ihmels, war schon Söderbloms Mitarbeiter seit der Leipziger Zeit. Er war durchaus nicht leicht für den ökumenischen Gedanken zu gewinnen gewesen. Im März 1922 besuchte Söderblom die Tagung der „Luther-Gesellschaft“ zu Wittenberg. Der dortige Ausschuß versuchte ihn daran zu hindern, für seine ökumenische Sache zu werben. Man hatte ihm nahegelegt, einen der Abendgottesdienste in der Stadtkirche zu übernehmen. Doch Söderblom verstand auch bei der Wortverkündigung ökumenisch zu sein, lebensnah und herzbewegend. Auf Luthers Kanzel stand er und erinnerte die Gemeinde daran, wie der Reformator in den Schmalkaldischen Artikeln eine allgemeine Kirchenversammlung angeordnet hätte mit dem praktischen Ziel, der sittlichen Not der Christenheit abzuhelfen. Ihmels arbeitete gerade damals für eine allgemeine Lutherische Konferenz und leitete am gleichen Abend eine Versammlung, in der man sein Vorhaben besprach. Er schloß mit einem Bibelwort über Hypomone, das ihm Geduld, Langmut, Behutsamkeit bedeutete. Das war ein kalter Guß auf Söderbloms hochfliegende Pläne!

Später, auf der Heimreise, war Söderblom eine Weile allein mit seinem Neuen Testament. Plötzlich kommt er zu seinen schwedischen Reisegefährten, das Buch in der Hand: „Wißt Ihr, was Hypomone bedeutet? Nicht Behutsamkeit, sondern vielmehr Energie! Lest bitte Hebräer 12, 1... Wir sollen laufen mit Hypomone, mit Ausdauer, in den Schranken, in dem Wettkampf, der uns verordnet ist! Das muß ich Ihmels schreiben!...“ Als Ihmels dann gewonnen war, konnte es keinen zuverlässigeren Mitarbeiter geben, und auf der Stockholmer

Tagung hielt er einen der am meisten beachteten Vorträge.

Alten Datums war die Freundschaft mit Adolf Deißmann. Der gelehrte Verfasser des Buches „Licht vom Osten“ war einer der ersten Dozenten der Olaus-Petri-Stiftung gewesen. Um ihn seiner Einsamkeit zu entreißen, in die sein Gemüt sich versponnen hatte, und auch um mit ihm Rat über das Einigungswerk zu pflegen, hatte Söderblom ihn gleich nach dem Kriege als Gast in sein Haus in Upsala gebeten. Das waren wichtige, aber für Deißmann schwere Tage. Er gewann Einblick in Tatsachen, die ihm bisher unbekannt geblieben waren. „Ich vermag kaum“, schrieb der Erzbischof später, „unser Gastzimmer zu betreten, in dem er wohnte, ohne zu ahnen, wie sehr seine Geisteskämpfe und Gebete es für mich zur heiligen Stätte machen würden!“

Als der Erzbischof seinen Schweden den Freiherrn von Pechmann vorstellt, unterläßt er nicht, dessen große Bibliothek zu rühmen. Ein verantwortungsbewußter Tatchrist, dabei ein Humanist und Buchliebhaber, das mußte ja ein Mann nach Söderbloms Herzen sein. Er ist gleicherweise zu Hause im Aischylos wie bei den spanischen Mystikern, ebenso vertraut mit Descartes wie mit den reformatorischen Klassikern, ein Bankdirektor, der auf seinen Amtsreisen einen Handkoffer voll gedankenschwerer Bücher mit sich führt. In der Jugend wäre dieser Sproß aus bayerischem freiherrlichem Hause gern Philologe geworden, aber da der Vater früh starb, wurde er in einem Berufe untergebracht, der rasch zu Amt und Brot führen sollte. „Damals wußte ich noch nicht“, so schrieb er, „daß es nicht darauf ankommt, was man angreift, sondern wie man es tut.“ Seit dem Kirchentag in Stuttgart im

Jahre 1921, bei dem Söderblom zugegen war, bewahrte er einen tiefen Eindruck von dem überlegenen Geschick und der Warmherzigkeit, womit Herr von Pechmann die Verhandlungen leitete, in denen der Evangelischen Kirche das Haus neu gebaut werden sollte.

Man darf ohne weiteres sagen, daß keiner der übrigen Führer der Stockholmer Tagung auch nur annähernd den Überblick und die genaue Kenntnis der Fortschritte der Einigungsbewegung hatte wie Söderblom. Darum war es ein Glück, daß er größeren Einfluß auf das engere Programm der Konferenz haben durfte, als ihm genau genommen in einem nach parlamentarischen Grundsätzen aufgebauten und beschließenden Vorstand zukam. Als der amerikanische Generalsekretär und die übrigen leitenden Männer in Stockholm ankamen, legte ihnen Söderblom schon festumrissene Vorschläge vor über Arbeitsziele und Arbeitsgemeinschaften und nannte auch schon schwedische Herrensitze in landschaftlich schöner, ruhiger Umgebung in der Nähe der Hauptstadt, wo die Mitglieder dieser Arbeitsgemeinschaften sich ungestört ihren Ausarbeitungen widmen könnten. Darüber gab es anfangs lebhafte Auseinandersetzungen. Nicht jeder glaubte seine Fähigkeiten genügend anerkannt zu sehen, und mancher, dem es Stockholm, die schöne „Königin am Mälarstrande", bei früheren Tagungen angetan hatte, fühlte sich ein wenig landesverwiesen.

Schließlich gelang es dem Erzbischof aber doch, seine Pläne durchzusetzen. Und das war gewiß ein Gewinn für die Tagung. Die beruhigende Stimmung in einem gastfreien, vornehmen Hause, in dem das Beste des schwedischen Wesens zur Entfaltung kommt, tat sicher das ihrige dazu, um Spannungen auszugleichen, die am öffentlichen

Verhandlungstisch vielleicht zu Schwierigkeiten geführt haben würden.

Die Geschichte der Stockholmer Konferenz kann man an anderem Ort nachlesen. Uns bewegt hier nur die Frage: Was erreichte die Tagung, und was bedeutete sie für Söderblom, der seine besten Kräfte an ihre Verwirklichung gesetzt hatte? Mit ungeheurer Spannung hatte er diesen Wochen entgegengesehen. Mit dankbarer und glücklicher Verwunderung erkannte er von Tag zu Tag klarer, daß er einen Sieg erfochten hatte, daß die Fortschritte der geplanten Einigkeit größer waren, als er zu hoffen gewagt hatte. In seinen Schilderungen dieser Tage häufen sich die Superlative, ja hier und da erdrückt einer den anderen. Da heißt es von mehreren Rednern, sie hätten den besten Vortrag gehalten, oder ihr Eintreten für diese oder jene Sache sei am bedeutungsvollsten gewesen. Wie dem auch sei, dies Treffen der Christenheit war wirklich eine Heerschau geistiger und geistlicher Mächte, von der man überrascht sein konnte. Es lag in Söderbloms Natur, sich leicht begeistern zu können, und dann streute er gern mit vollen Händen Anerkennung und Lobesworte aus.

Zu einer „Stunde der Verklärung“ wurde ihm der gemeinsame Abendmahlsgang in der Engelbrechtskirche, als Anglikaner, Quäker, Baptisten und Altkatholiken für einmal alle engherzigen Vorschriften vergaßen, als alle bekenntnismäßigen Vorbehalte ihnen versanken in der Gemeinschaft des Brotbrechens, „als wir alle in Sankt Engelbrechts Gotteshause zum Altar hinaufschritten und dann gemeinsam die Kniee beugten, — eine bunte Schar aus aller Herren Ländern und aus den verschiedensten christlichen Bekenntnissen. Es war eine Stunde, wie wir sie vielleicht kein zweites Mal erleben werden“.

Dies ist die eine Seite der umfassenden Christusgläubigkeit, welche die ökumenische Konferenz des Jahres 1925 in Stockholm erweckte. Es ist nicht allen gegeben, zu wissen und zu fühlen, wie Söderblom tat. Mancher hat nie den Schmerz gefühlt, den getrennte Bekenntnisse verursachen können. Andere haben davon gehört als von einer tiefen Wunde, die irgendwann bei den Vorfahren brannte. Wer nicht die Zusammenhänge und das innere Leben der ökumenischen Frömmigkeit zu erfassen vermag, sollte sich wenigstens davor hüten, ihren Ernst und ihre Aufrichtigkeit anzuzweifeln. Es gibt wirklich so etwas wie die Sünde wider den Heiligen Geist.

Viele Teilnehmer an der Tagung waren über die Aufmerksamkeit erstaunt, die dem alten Patriarchen Photios von Alexandria bei seiner Ankunft in Stockholm und später während der Tagung erwiesen wurde. Aber man muß bedenken, daß die Stunde seiner Ankunft für Söderblom eine Erfüllung bedeutete. Die Anwesenheit des Patriarchen besiegelte den wirklich ökumenischen Charakter der Tagung. Die englischen Hochkirchler hatten lange gezögert, als es bei einer rein protestantischen Konferenz verbleiben sollte. Es wurde anders, als auch die orthodoxe Kirche teilnahm. Nachdem die urchristliche Kirchengemeinschaft des Ostens durch diesen hohen geistlichen Vertreter ihren Anschluß bekundet hatte, stand der römische Papst mit seiner Ablehnung wie ein Ketzer da, abgesondert von der einen katholischen Kirche. Durch Photios wurde Stockholm mit Nicaea verbunden, ein lebendiger Hauch urchristlicher Tradition umschwebte die kampfbereiten Kirchen des Abendlandes. Der greise Photios selber fühlte sich in echt ökumenischer Stimmung. Als König Gustaf von Schweden die Ta-

gungsteilnehmer mit einer Rede auf englisch begrüßte, erblickte er nach seinem eigenen Bekenntnis „in der Verzückung den großen Kaiser Konstantin, als er auf Grund einer von oben eingegebenen Botschaft die erste ökumenische Synode eröffnete, deren Beschlüsse die Wahrheiten des christlichen Glaubens auf Erden befestigt haben".
In seiner Abschiedsrede in Upsala bekannte Photios, daß er Zweifel an dem Erfolg und der Bedeutung der Tagung gehegt hätte. Seine Teilnahme war ja ein Wagestück. Nicht umsonst sei die orthodoxe Kirche die Wächterin der heiligen Formel innerhalb der Christenheit. Aber heute sei ein Ereignis von außerordentlicher Bedeutung eingetreten. Er habe selbst bei einem Gottesdienst in der Domkirche von Upsala das Glaubensbekenntnis von Nicaea in seiner Ursprache vorlesen dürfen. Damit wären seine Zweifel völlig verschwunden.
Was war er für ein Mensch, dieser weißbärtige Apostel mit den klugen, guten Augen? War er persönlich und die Kirche, die er vertrat, die Aufmerksamkeit wert, die ihm auf der Tagung erwiesen wurde? Wenn etwas von der Begeisterung eines Historikers für altehrwürdige Überlieferung, wenn die Freude am Klange alter erinnerungsgesättigter Namen Söderblom ein wenig für die schwere Mühe und Verantwortung, die er bei der Vorbereitung und Leitung der Konferenz getragen hatte, entschädigte, — sollte das vom Übel sein? Sicher war es nicht schwärmerische kirchliche Romantik, die Photios in den Augen Söderbloms als den Simeon der neuen ökumenischen Bewegung erscheinen ließ, dessen Segen zu den großen in die Zukunft weisenden Prophezeiungen der Tagung wurde. Als der Greis von dem Altare der Klara-Kirche aus predigte, sprach er in einem Augenblick überirdi-

scher Verzückung von der Liebe des Heilands: „Es gibt nur ein Wort: Jesu Liebe. Es gibt nur eine Tat: Jesu Liebe.“ Vor Söderbloms Blick traten in diesem Augenblick die Geschlechter, die zuerst der christlichen Verkündigung gelauscht und die ersten Zeugen des Geistes, die den Heiland mit ihren Augen geschaut und mit ihren Händen berührt hatten — er spürte das tiefe Strömen jenes geistigen Lebens, das die erste Kirche in Christi Glauben und Liebe gelebt hat. Unvergeßlich ist allen, die dabei waren, der Klang seiner Stimme, als er am Schluß des Gottesdienstes das Gebet des Herrn sprach. Diese Feier in der Klara-Kirche bezeugte jenen unverbrüchlichen Glauben des Erzbischofs Söderblom, der die ökumenische Konferenz in Stockholm im Jahre 1925 trug.

Man kann die Stockholmer Tagung als eine Zusammenfassung von Söderbloms eigenem Lebenswerk, als sein persönliches Bekenntnis und sein Testament betrachten. Das Werk der Ökumene war nicht seine selbstgewählte Aufgabe, welche er auf sich nahm, um seine kirchliche Stellung zu befestigen oder seine eigenartigen Gaben und Erfahrungen glänzen zu lassen, die er sich auf seiner so wechselvollen Lebensbahn angeeignet hatte: Gott hatte ihn vielmehr durch mancherlei Führungen seines Lebens selber darauf hingewiesen, dies Werk und diese glänzende Versammlung ins Dasein zu rufen. Hier trafen alle seine Lebenslinien zusammen: der Traum von Northfield und Amsterdam, die Christustheologie, das soziale Verantwortungsgefühl, das durch die Studien seiner Pariser Jahre vertieft worden war, sein Friedens- und Ewigkeitssehnen, das der große Prediger Tolstoi durch sein Buch von der Auferstehung in ihm geweckt hatte.

Die festtägliche Stimmung der Stockholmer Konferenz kann nicht darüber täuschen, daß der Glanz, den Söderbloms geistige Beweglichkeit und flammende Begeisterung dieser Tagung verlieh, nicht das wirklich Wesentliche dieser einzigartigen Zusammenkunft war. Die Tagung sollte vielmehr der Verkörperung von Gedanken dienen, die Söderblom seit langem zum Ziel seines beharrlichen Strebens gemacht hatte.

Hier verdienen drei Punkte besondere Beachtung:

1. Das Christentum ist Christus.

Das Organ des Vatikans, der Osservatore Romano, war voreilig genug gewesen, zu verkünden: „In Stockholm fehlte Christus. Auf einer Konferenz des Christentums fehlte der Stifter. So räche sich die Weltgeschichte: niemand trenne sich von Rom, der sich nicht auch damit von Christus trennt."

Redet Rom wirklich in der Frage, die der Kern aller Fragen ist, eine so ganz andere Sprache als die übrige Christenheit? Söderblom bringt an mehreren Stellen seines Konferenzberichtes gewichtige Zeugenaussagen dafür, daß Christus wirklich im Mittelpunkt der Tagung gestanden hat. Deutsche, Franzosen und Amerikaner sind sich hier einig; aus tiefer Seele quellen die Bekenntnisse. So schreibt Siegmund-Schultze: „Die meisten, die bisher übernationalen Kirchentagungen noch nicht beigewohnt hatten, machten die überraschende, allen engen Geistern schwer eingehende Erfahrung: Christus ist unser Einigungspunkt, Christus ist unser Friede. Auch für die Kirchen gilt das. In Stockholm wollte man nichts anderes. Christus stand im Mittelpunkt." Diese Grundtatsache bezeichnet Monod mit den Worten: „Das Christentum

ist Christus. Es hieße einen Windmühlenkampf führen, wollte man das bestreiten. Im Christentum kann niemals das Wesentliche getroffen und erschlagen werden!“

In Lausanne bezeugt zwei Jahre später die Abordnung der orthodoxen Kirche ihre Stockholmer Erfahrungen mit den Worten: „Obwohl wir durch Unterschiede der Lehre getrennt sind, sind wir doch mit unseren evangelischen Brüdern einig im Glauben an unseren Herrn und Heiland Jesus Christus.“

Die Stockholmer Tagung hatte bewiesen, daß die Christuslehre das Einigende für die verschiedensten christlichen Bekenntnisse ist, nicht durch einen verdünnten Theismus, sondern vielmehr in dem großen Mysterium des christlichen Glaubens, im Bekenntnis zu Christo, dem Herrn und Erlöser. Ist das zu unbestimmt, zu schwebend? Ist dies Laienglaube — dogmenlose Religion? Vielleicht für Formelkrämer und dogmatische Prinzipienreiter. Uns geht es nur um die Sache, daß das Wesentliche vom Zufälligen, der Geist vom Buchstaben geschieden werde. „Wohl ist theologische Forscherarbeit etwas Heiliges,“ schreibt Söderblom, „aber dasselbe wie Glaube ist sie nicht!... Das Schwere, das Große, das Entscheidende ist nicht das, was Menschen sagen oder nicht sagen, denken oder nicht denken über alle möglichen römischen oder nicht römischen Dogmen oder Kultgebräuche. Sondern das Schwere und das Einfache zugleich ist, daß ein armer sündiger Mensch zu glauben wagt, daß Gott sich um ihn kümmert, und daß Jesus Christus für ihn gestorben ist.“

So konnte Söderblom gegenüber den von Rom und von anderer Seite erhobenen Beschuldigungen — als wäre in Stockholm verkündet worden, der Christusglaube sei für

das christliche Einigungswerk unwesentlich — mit vollem Rechte feststellen, daß die Eintracht, die man wie ein Wunder auf dieser Tagung erlebt hatte, nur auf Grund des allen gemeinsamen, nämlich des Christusglaubens, möglich geworden war.

2. Christi Nachfolge: Verantwortlichkeit für den Nächsten und das eigene Volk.

Die Frage, die für Söderblom im Brennpunkte der Konferenz stand, las man nirgends gedruckt. Aber Unterhaltung und Gedankenaustausch kreisten um sie. Es war die Frage nach Gottes Reich, nach Gottes Herrschaft. Dabei tat sich in der Versammlung ein Gegensatz auf, der tiefer schien als der, den der Krieg geschaffen hatte.
Auf der einen Seite standen die Reformierten, besonders die Amerikaner. Für sie schien Gottes Reich ein Programmpunkt zu sein, der durch das Zusammenwirken geschäftiger Willensmenschen erledigt werden konnte. Go ahead! Ans Werk! Bilde Arbeitsgemeinschaften, berufe Ausschüsse! Die Welt soll und kann nach Gottes Willen erneuert werden. Cheer up! Hoffe! Unmöglich ist nichts! Ist die Aufgabe auch unendlich schwer, so haben wir Christen doch den Glauben, der alles wagt und Berge versetzt.
Uns Lutheranern kommen diese Gedankengänge fast eitel und anmaßend vor. Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet ... Gottes Herrschaft ist Seine Sache, nicht unsere. Wie Er die Welt — sei es durch Strenge, sei es durch Güte — leitet, verstehen wir nicht, und können wir nicht verstehen. Unsere Bitte lautet, daß Gottes Reich zu uns komme, unser Leben neu schaffe und daß Er uns, wenn unser Stündlein kommt, zu Sich nehme in Sein Reich ...

Vom ersten Tage der Konferenz an trat dieser Gegensatz scharf hervor. Auf der einen Seite gab der Bischof von Winchester den Ton an: „Gottes Reich in der Umwelt des 20. Jahrhunderts aufrichten zu wollen, ist ein Riesenunterfangen, das Gehirn- und Gemütskräfte, Geduld und Weisheit erfordert. Aber Christus gibt die Kraft, auch das fast Unmögliche zu vollbringen.“ — In einem anderen Vortrag des gleichen Tages wies der Amerikaner Eishart an der Hand von Statistiken und Leitsätzen nach, was die Kirche in Amerika alles leistete, um Gottes Reich auf Erden zu verwirklichen. Dazwischen hatte der Sachsenbischof D. Ihmels das Wort ergriffen. In klaren, schwer ins Gewicht fallenden Sätzen legte er den Standpunkt des Luthertums dar: „Es ist bloße Schwärmerei, wenn man glaubt, man vermöchte das Gottesreich in diesem Weltalter zu vollenden ... Nichts kann unrichtiger und unheilvoller sein, als wenn man sich in der einen oder anderen Form einbildet, daß wir es sind, die Gottes Herrschaft in der Welt aufzurichten hätten ... Wirkliche Verchristlichung geschieht nur auf einem Wege, und der heißt: die eigene Bekehrung.“ —

Beide Gesichtspunkte haben ihre Vorzüge und ihre Schwächen. Übereifrige Zielstrebigkeit kann in eine Art sozialer Geschäftigkeit ausarten, die nur noch losen Zusammenhang mit dem Glauben an die göttliche Führung hat. Dies ist die Gefahr des reformierten Christentums anglo-amerikanischer Prägung. Das innige, glaubensvolle Zuwarten des Lutheraners auf den Eingriff Gottes läuft dagegen Gefahr, in Gleichgültigkeit gegen die soziale Verantwortung der Christen und in Unterlassungssünden gegenüber den staatsbürgerlichen Pflichten zu

verfallen, wobei es ganz gleichgültig ist, welche Staatsform man im Auge hat.

Diese Spannung hätte sich in Mißverständnis und Uneinigkeit entladen können; aber bedeutete sie nicht auch eine Kraftquelle? Sollten nicht große Dinge geschehen können, wenn die beiden Hauptrichtungen des Protestantismus verstünden, daß jede in ihrer Eigenart der anderen und damit der Welt unschätzbaren Reichtum zu bieten hätte?

Die Weitblickenden sahen das ein. Pfenningsdorf meinte, die Stockholmer Tagung könne gerade durch das Zusammentreffen von lutherischem und angelsächsischem Christentum Weltbedeutung erlangen. Lange vorher schon hatte Söderblom diese Überzeugung verfochten; war er doch durch seine ganze Entwickelung darauf hingewiesen worden, daß beide Richtungen einander unentbehrlich sind. Ihm ahnte, daß zündende Funken überspringen könnten, wenn sich die Ströme erst wirklich berührten.

Söderblom selbst hatte im Denken und in der Art seines Handelns etwas von beiden Richtungen. Schwer wog bei ihm das Vatererbe des Luthertums. Aber „die Innerlichkeit soll nicht vermeinen, aus einer warmen Ofenecke her tatenlos dem Weltuntergang zusehen zu dürfen. Sie muß sich zur Tat aufrufen lassen. Um ihrer selbst willen muß sie das tun. Der Friede des Herzens kann — nach Christi Wort — nur durch hingebende Liebe gewonnen und erhalten werden".

Ja, Söderblom geht noch einen Schritt weiter, und es zeigt sich klar, wie viel er vom praktischen Christentum der Angelsachsen gelernt hat. Denn dieses beruhigt sich nicht bei der allgemeinen Verpflichtung zur Nächsten-

liebe, jener Verpflichtung, an die man sich andachtsvoll am Sonntag mahnen läßt, um sie die Woche über desto gründlicher zu vergessen... „Als Christen müssen wir uns ganz bestimmte und klare Begriffe davon bilden, wie zum Beispiel der Christ sich zum Privatbesitz zu stellen hat und zu allen anderen sozialen Fragen, die unsere Zeit aufwühlen. Sicherlich soll die Kirche sich nicht zum Schiedsrichter über volkswirtschaftliche Maßnahmen machen; aber es ist im Sinne ihres Herrn und Meisters, wenn sie aus der Heiligen Schrift klare Richtlinien auch für diese Angelegenheiten ableitet und selbst in allen weltlichen Geschäften nach bestem Wissen und Gewissen handelt."

Das Programm, das in Stockholm von Söderblom für die Pflichten der Christenheit auf sozialem Gebiet aufgestellt wurde, ist in seinen Grundgedanken das gleiche, das er 30 Jahre vorher dem „Religionswissenschaftlichen Kongreß" vorgelegt hatte.

3. Frieden und Völkerverständigung.

Aus der Kriegsnot war die Einigungsbewegung der Kirchen geboren worden. Aller Eifer, alle Unermüdlichkeit, ja alle Eile der Vorbereitung der Stockholmer Konferenz entsprang aus der Befürchtung, daß die Menschheit im Begriffe stehe, in einen Abgrund von Haß, Mißtrauen und Feindschaft abzusinken, aus dem eine Rettung nicht mehr möglich sein würde. Der Kriegszustand, der Haß aller gegen alle war für wahre Christen unerträglich. Die Kirche trug ihr vollgerütteltes Maß von Schuld an dem, was geschehen war. Nun erwachte ihr Gewissen, sie erkannte ihre Pflicht und suchte das früher Versäumte wieder gutzumachen. Auf der Stockholmer Ta-

gung war die Arbeitsgemeinschaft Nr. 3 für diese Bemühungen zuständig. Der Vorschlag, der zum Beschluß erhoben werden sollte, lautete:

„Krieg als Mittel, durch rohe Gewalt, verbunden mit List und Lüge, internationale Zwistigkeiten zu lösen, ist unvereinbar mit dem Geist und der Handlungsweise der Kirchen Christi."

Daher wurde der Angriffskrieg verworfen, aber jedem Volk die Berechtigung zugebilligt, sich gegen Unterdrückung und Überfall zu wehren.

Der gute Wille der Arbeitsgemeinschaft Nr. 3, die diesen Vorschlag formulierte, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Ihr Vorsitzender Bischof Brent sprach die Hoffnung aus, „daß die christliche Kirche, wenn sie nur ernstlich wolle, innerhalb eines Menschenalters in Christi Namen den Krieg beseitigen und ewigen Frieden schaffen werde..." und er fügte hinzu: „Ich bin vielleicht ein Narr — aber dann doch ein Gottesnarr."

Man kann es der deutschen Abordnung nicht verdenken, daß sich in ihren Gesichtern Zweifel ausdrückten. In würdiger und vorsichtiger Form brachte D. Kappler im Namen seines Landes eine nicht gerade vielversprechende Stellungnahme zu dem Vorschlag der Arbeitsgemeinschaft der Versammlung zur Kenntnis. Aber der rheinische Generalsuperintendent Klingemann vermochte nicht an sich zu halten. Er zeichnete in wenigen erschütternden Worten die damalige Lage Deutschlands mit Diktatfrieden und fremder Besetzung und fügte schmerzlich bewegt hinzu: „Gewiß wollen auch wir Liebe aussäen und Versöhnung predigen... Aber man macht uns das entsetzlich schwer!"...

Man begnügte sich also in der Vollversammlung der Stockholmer Konferenz mit einer etwas blassen Erklärung, die den Friedenswillen der Kirchen außer Frage stellte. Im Augenblick begehrte Söderblom auch nicht mehr. Er sah ein, daß die Zeit noch nicht reif dafür war. Er dachte daran, daß diese Tagung im Grunde erst die Bahn für Verständigung und Vertrauen hatte freimachen sollen, ehe die Kirchen tatkräftig für den Frieden eintreten konnten. Den Gedanken, den Völkerfrieden zu schaffen, wollte er freilich niemals aufgeben. Er wies vielmehr den Kirchen die Aufgabe zu, klar und deutlich zu verkünden, daß keine noch so vollkommene menschliche Einrichtung, kein Vertrag, keine Strafmaßnahme den Frieden zu verbürgen vermögen, wenn nicht der Geist der Wahrheit und der Liebe jede einzelne Seele durchdringt und durchglüht.

Vom Völkerbund sagte er ahnungsvoll: „Möglich, daß diesem künstlichen Gebilde eine Seele eingehaucht werden kann; aber wenn es nicht eine christliche Seele ist, die sich unbedingt dem Gebot des Rechts und der Gerechtigkeit unterordnet, kann es leicht die Seele eines Teufels sein ...“

Man hat gefragt — manchmal mit teilnahmsvoller Angst, aber vielleicht öfter noch mit boshaftem Zweifel — was denn eigentlich das Ergebnis der Stockholmer Tagung gewesen sei. Man kann darauf antworten: Daß sie überhaupt abgehalten worden ist, und daß sie zu einer unvergleichlichen Feier der Gemeinschaft und der Liebe wurde. Die Stockholmer Tagung hat tatsächlich in gewissem Maße eine neue geistige Luft geschaffen, einen Weitblick und eine Duldsamkeit gegen Andersdenkende, die sich in Schweden zum Beispiel in dem Verhält-

nis zwischen Staatskirche und Freikirchen heilsam ausgewirkt hat.

Aber die Tagung hat noch mehr geleistet: über nationale und konfessionelle Scheidemauern hinweg erhielten die Teilnehmer der Tagung Kunde voneinander, fühlten sich zu einer großen Gemeinschaft gehörig und lernten einander kennen. Sie erfuhren, daß es ein Irrtum sei zu glauben, daß das gedruckte Wort, daß sachliches Wissen von einander zum Verständnis genüge. Söderblom und sein Werk der Tagung lehrte sie an einem Beispiel, das niemals vergessen werden sollte, das Sakrament der persönlichen Gemeinschaft kennen, einer Gemeinschaft, in der Kraftströme von Seele zu Seele und damit auch von Kirche zu Kirche gehen, wo viel gegeben und empfangen wird, was Worte nicht ausdrücken können, was aber in der Lebensgestaltung zu schöpferischem Antrieb wird.

Die zukünftige Bedeutung des ökumenischen Werkes beruht vor allem darauf, welche Persönlichkeiten künftig die übernationale Vertretung in die Hand nehmen werden. Die Kraft und das Ansehen des Ökumenischen Rates wird nicht nur auf den Vollmachten beruhen, mit denen er von den entsprechenden Kirchengemeinschaften ausgerüstet wird, sondern auf den geistigen und persönlichen Eigenschaften seiner Mitglieder.

Söderblom selbst war ein lebendiges Band zwischen Europas Völkern und Kirchen, ein Botschafter des Geistes, der überall gehört und verstanden wurde, und durch den Menschen aus getrennten Welten gegenseitig ihre Herzen erschlossen. Sein großer Gedanke: Friede und Verständigung, entsprach der Sehnsucht, die in der zersplitterten Welt der Nachkriegszeit so stark gewachsen war; doch erscheint es heute unmöglich zu entscheiden,

Frau Erzbischof Söderblom an ihrem 60. Geburtstag,
am 24. September 1930.

Sächsische Landesbibliothek
Dresden

ob seine Ideen die Aufmerksamkeit der Welt auf seine Person lenkten, oder ob nicht vielmehr die rätselhafte Macht dieser bedeutenden Persönlichkeit den ökumenischen Gedanken zum Siege geführt hat.

Frühzeitig hatte er eine anerkannte Stellung als eine der führenden Persönlichkeiten des Protestantismus gewonnen. Alle drei nordischen Länder nahmen ihn für sich in Anspruch. Die neuen baltischen Staaten rechneten sich halb und halb zu seiner Kirchenprovinz. In Lettland hatte er schon 1922 sowohl den lettischen als auch den deutschen Bischof geweiht, und bei schweren inneren Zwistigkeiten wandte man sich wiederholt an ihn. Bischofsweihen verrichtete er mehrfach in Estland und in der Tschechoslowakei.

In Deutschland wurde ihm als dem geistigen Führer des Luthertums gehuldigt. Von der Konferenz in Lausanne im September 1927 kam er nach Eisenach, wo er als einziger Ehrenbürger der Wartburg von dem Oberburghauptmann Lucas Cranach, einem Sproß von Luthers Zeitgenossen, ehrerbietig begrüßt wurde.

Nach Frankreich erhielt er einen Ruf, an der Universität Paris Vorlesungen zu halten. In England konnte er schon 1923 in Oxford die hohe Würde eines Doctor of Civil Law in Empfang nehmen und erhielt später den Ruf, in Edinburgh eine Vortragsreihe zu halten. Seine Reise nach Amerika 1923 war ein Triumphzug. Das Verzeichnis der ausländischen Auszeichnungen, die ihm zuteil wurden, würde viele Seiten füllen.

Der Briefwechsel, den er in jenen Jahren führte, zeigt die Weite seiner Verbindungen und seines Einflusses. „Er empfing", schreibt sein damaliger Sekretär Pastor Palmgren, „Schreiben von Fürsten, Präsidenten, Staats-

männern, Gelehrten und natürlich von Kirchenmännern aller Konfessionen. Unter den Staatsmännern, deren Schreiben jetzt im erzbischöflichen Archiv aufbewahrt werden, sind die Namen von Masaryk, Hoover, Mac Donald, Poincaré, Seipel, Luther zu nennen.

Von allen Auszeichnungen, die Nathan Söderblom zuteil wurden, hat ihm keine eine größere Freude bereitet als der Friedenspreis, den ihm der Ausschuß des norwegischen Storthing zur Verteilung des Nobelpreises im Jahre 1930 zuerkannte. Bei dieser Ehrung war er wirklich ergriffen und demütig dankbar. Denn er betrachtete sie nicht als eine Auszeichnung, die ihm persönlich verliehen wurde, sondern als die Anerkennung eines Werkes, dem er seine beste Kraft geopfert hatte.

In einem Brief vom 28. November 1930 schreibt Söderblom über die erhaltene Auszeichnung an Staatsrat Westman folgendes: „Ich sehe darin eine Anerkennung der Tatsache, daß es mit einer noch so klugen Berechnung und Organisation nicht getan ist, sondern daß Grundsätze notwendig sind, und daß sie die Herzen der Menschen durchdringen und verwandeln müssen."

7. Kapitel

DER MANN UND SEIN WERK

Für alle, die Söderblom persönlich kannten, war es kein Wunder, daß er selbst und sein Werk sich schließlich die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt sicherten. Wer die seltsame Macht erlebte, die er über die Gemüter der Menschen hatte, war nicht erstaunt über seinen Einfluß auf seine Zeitgenossen. Die Nachwelt wird seine Bücher lesen. Aber wie reich und ursprünglich, wie menschlich und lebendig auch der Geist ist, der diese Bücher durchströmt, so ist doch kaum eins seiner Werke von jener erhabenen Einfachheit, die die wenigen Bücher auszeichnet, die geistiges Eigentum eines ganzen Volkes werden. Darum müssen die späteren Generationen von seinem Wirken erfahren. Das Werk, das er begonnen hatte, werden andere aufnehmen und weiterführen, vielleicht in einer Richtung, von der er nie geträumt hat. Wird man dann noch verstehen, was er für seine Zeitgenossen bedeutete, und was sie in ihm sahen?

Es trifft für viele große Menschen zu, deren Namen nie vergessen werden, daß die Geschichtschreibung in eine gewisse Verlegenheit gerät, wenn die Nachwelt genau zu erfahren begehrt, worin eigentlich ihre Leistung bestanden hat. Denn wie ein Stein, der ins Wasser geworfen wird, die Kraft seines Schwunges immer weiteren Kreisen des Wasserspiegels mitteilt, so sind die Worte und Taten der Großen in die Welt hinausgegangen, sind das Eigentum anderer geworden und haben sich mit den Gedanken anderer verwoben. Was wir von den Großen wissen, ist Legende, ein sonderbares Gewebe aus wirklichen Erinnerungen, Übertreibungen, blinder Liebe und Bewunderung und dem Glauben an das Wunder, an die Möglichkeit des Unmöglichen. Auch die Größten waren einst Men-

schen wie wir, und von ihm, der für seine Zeit so viel bedeutet hat wie Nathan Söderblom, kann man mit Recht sagen: Er war auch von ihrem Geschlecht.

Durch den Eindruck, den sein Tod hervorgerufen hat, sind uns, die wir ihn kannten, zwei Dinge klarer geworden als früher: Zum ersten, daß eine Legende in gewissem Sinne wahrer sein kann als die Geschichte. Sie kann das geben, was keine noch so genauen Tatsachenberichte mitteilen können, wovon die trockenen Aufzeichnungen der Geschichtschreiber keine Ahnung vermitteln, das Unvergleichliche, Unsagbare, das Geheimnis einer Persönlichkeit. Zum zweiten ist es uns klar geworden, wie eine Legende entsteht: Wenn wir in der Stille und Leere nach dem Tode eines geliebten Menschen unsere Erinnerungen mustern und merken, daß der Dahingegangene mehr für uns bedeutete, als wir selbst wußten, daß er nach seinem Tode mächtiger geworden ist, verklärt, vergeistigt — dann kann es geschehen, daß wir eine Heiligenlegende im kleinen um ihn schaffen, um jeden, der hier auf Erden von ganzem Herzen geliebt worden ist. Aber am reichsten webt die Legende um diejenigen Großen, deren Persönlichkeit das bedeutendste an ihrem Werk war.

Persönliche Erinnerungen an Söderblom beleuchten jenen Zug echter Menschenliebe, in deren Spuren die seltenen Blumen der Dankbarkeit wachsen. Da ist ein Arbeiter in Värmland, ein seltsamer Kauz, ein wildgewachsenes Genie, der tagsüber auf dem Bau arbeitete und abends englische Dichter, indische Philosophen und gelehrte theologische Schriften las. Er sagte über Söderblom: „Der Erzbischof ist einer der wenigen Männer der Kirche, die ich billigen kann.“

In England traf ein Freund des Erzbischofs einen ihm unbekannten Mann, den die Nachricht von Söderbloms Tode tief erschütterte. Er erzählte: „Wir wohnten ein paar Wochen lang in dem gleichen Gasthaus. Meine Frau wurde krank und starb dort. Am selben Tage standen Blumen auf meinem Tisch und eine Karte des Erzbischofs lag dabei mit den Worten: „Die Toten sind nicht tot, sie leben!“ Am gleichen Tage sprach er mich an, umarmte mich und redete mit mir so tröstlich, daß ich den Schmerz um den Tod meiner Frau fast vergaß.

Aber die Erinnerungen an ihn betreffen zum Teil geringere Dinge: Er hat ein treffendes Scherzwort gesagt, eine verwickelte Sachlage mit seinem frischen und beherzten Eingreifen entwirrt, bei irgend einer Gelegenheit seine einfache, ungekünstelte Herzlichkeit und sein Wohlwollen gezeigt. Er hat einer Waschfrau geholfen, den Wäschekorb zu tragen, er hat die Bälge getreten, wenn der Orgeltreter müde war, er ist von einem unhöflichen jungen Mädchen Bauernpfarrer genannt worden und hat es mit guter Laune aufgenommen. Das sind lauter Kleinigkeiten, die man nicht erzählen würde, wenn sie nicht Söderblom beträfen. Was er gesagt und getan hat, ist oft nicht an und für sich beachtenswert, sondern nur in Verbindung mit seiner Persönlichkeit.

Was war das Geheimnis dieser Macht seiner Persönlichkeit? Die große Begabung, die Göttergabe des Genies? Nicht sie allein. Wilhelm Ostwald hat in seinem Buch „Große Männer“ zwei Forschertypen geschildert, die er die des Klassikers und die des Romantikers nennt. Der Klassiker reift spät, arbeitet langsam, hat eine geringe Fähigkeit, durch seine Persönlichkeit zu wirken und kümmert sich auch nicht um die Wirkung auf andere;

er schreibt eigentlich nur für sich selbst, um sich seine eigenen Gedanken klar zu machen, und denkt nicht an die Leser. Und doch kann er ein Genie sein wie der große Helmholtz. Der Romantiker dagegen entwickelt sich schnell, arbeitet rasch, sein Stil ist fesselnd, er macht bei seinem Auftreten allein schon einen unmittelbaren und starken Eindruck, deshalb wird auch sein Werk sofort in weiten Kreisen beachtet. Ostwalds Typen sind auch in anderen Bezirken als in den Kreisen der Wissenschaft anzutreffen.

Denn die Fähigkeit, die Phantasie der Mitmenschen in Bewegung zu setzen, beruht auf einer besonderen Begabung, die nicht einmal jedes Genie besitzt: Es ist die Gabe, im Verkehr mit Menschen Ursprünglichkeit zu zeigen, mit den üblichen und überkommenen Gewohnheiten zu brechen, die das Auftreten des Durchschnittsmenschen so unfrei, nichtssagend und alltäglich machen; es ist der Mut, das Wagnis auf sich zu nehmen, soweit dies die Rücksicht auf andere zuläßt, das eigene Wesen wirken zu lassen. Nathan Söderblom sagte einmal von einem Freund, den er besonders hoch schätzte: „Er ist der Einzige in Upsala, von dem man niemals im voraus weiß, was er sagen wird.“ Er selbst war ständig ein Mann der Überraschungen.

Einst wurde die Disputation in Leipzig zwischen Luther und Eck mit großem Pomp und steifer Feierlichkeit eingeleitet, mit Begrüßungsansprachen in der Universität, einem Hochamt in der Thomaskirche und dem festlichen Einzuge der Professoren in den mit kostbaren Teppichen geschmückten Schloßsaal der Pleißenburg, wo das Streitgespräch stattfand. Begleitet von einem Orchester stimmte ein Sängerchor den Choral „Komm heiliger

Geist“ an, während alle Anwesenden auf die Knie fielen. Dann trat Luther an das Katheder. In dieser schicksalsschweren Stunde war nichts von stoischer Ruhe an ihm. Er hielt einen Blumenstrauß in der Hand, dessen Duft er einatmete, während Eck seine Salven scholastischer Gelehrsamkeit gegen ihn abfeuerte. Welche Kühnheit! Hielt er seine Zuhörer zum Narren? Für Jeden, der das Betragen eines Menschen nur nach geltenden Mustern beurteilen konnte, war Luthers Verhalten Anstoß erregend in seiner freien, ungekünstelten Menschlichkeit.

Eine solche Ursprünglichkeit war Nathan Söderbloms große Gabe. Einmal war bei einer Visitation aus irgend einem Grunde der Bischofsstab vergessen worden. Der Erzbischof befahl einem Geistlichen, eine junge Birke zu beschaffen und sie zu einem Krummstab zu biegen. Und dann zog er beim Glockengeläut mit der Birke in der Hand in feierlichem Zuge in die Kirche ein und sang aus vollem Herzen, während er den Altar umschritt. Darf ein Bischof so handeln? Es war für Splitterrichter und Sittenwächter in Nathan Söderbloms Wirken mancher Anlaß zur Mißbilligung vorhanden. Diese schöpferische Freiheit in der Art seines Auftretens war nicht immer unabsichtlich. Er wußte von dieser seiner Gabe und gebrauchte sie, um für diejenigen Dinge Aufmerksamkeit zu erwecken, denen er diente und die er aus dem grauen und einförmigen menschlichen Alltag herausheben wollte. Man könnte diese seine Fähigkeit die Gabe nennen, sein Auftreten als Kunstwerk zu gestalten.

Bei der Einweihung der Kirche in Ransta begannen, während der Erzbischof ernste Worte an die Gemeinde richtete, ganz unerwartet die Glocken zu läuten. Die Versammlung war tief ergriffen. Aber die Überraschung war

gut vorbereitet. Eine lebende Kette war von der Orgelempore bis zum Glockenturm gebildet, und der Kantor hatte den Auftrag, an einer bestimmten Stelle der Predigt das Geläute einsetzen zu lassen.

Ein anderes Mal wollte Söderblom während der Predigt die Aufmerksamkeit seiner Hörer auf einen Aufruf lenken, der ihm besonders stark am Herzen lag. Während er für diese gute Sache sprach, warf er plötzlich eine Hand voll Flugblätter in das Kirchenschiff hinab. Sie wirbelten wie Riesenflocken umher und wurden von eifrigen Händen aufgefangen.

Die Gabe, seinem Auftreten Form, Stil und Glanz zu verleihen, gebrauchte er ganz besonders, um wichtige Ereignisse oder große Gedenktage im Leben der Kirche und der Gemeinde festlich zu verklären. Dazu trug nicht nur sein eigener Einsatz bei, seine natürliche Würde, sein Wort und seine unvergleichliche Handhabung der Liturgie, sondern auch seine Fähigkeit, alles zu ordnen, die rechte Stimmung zu schaffen, etwas von der Art seines Geistes auch dem Dienste derjenigen aufzuprägen, die an seiner Seite wichtigere oder geringere Aufträge zu erfüllen hatten, von den Bischöfen angefangen bis herab zu den Küstern. In seiner Freude an farbenprächtigen Gewändern und liturgischer Pracht ergänzten sich sein Schönheitssinn, sein Stilgefühl und seine Ehrfurcht für uralte kirchliche Überlieferung. Die Sorgfalt, die auf das Ankleiden vor solchen Feiern in dem engen Raum der Sakristei verwendet wurde, konnte zuweilen auf ein protestantisches Gemüt verwunderlich wirken. Aber dieses Gefühl verschwand, sobald Söderblom seine Hände um den Krummstab faltete und mit ernsterfüllter Stimme betete: „Herr, wir danken Dir, daß Du uns begnadet hast

und uns vor Dir Dienst tun lässest. Denn Herr, Dein Dienst ist ein heiliger Dienst.“ Der Maler Vigeland hat in wunderbarer Weise den heiligen Ernst eingefangen, den überirdischen Abglanz, der in solchen Augenblicken über seinen Zügen lag.

Oft, besonders während der ersten Jahre seiner Amtsführung, bekam er wegen der kirchlichen Pracht, die er entfaltete, abfällige Urteile zu hören. Sie kamen hie und da aus einer ehrlichen Überzeugung, aber öfter von Außenstehenden, die die Sache eigentlich weder etwas anging noch interessierte, deren Eifersucht sich jedoch über seine zunehmende Beliebtheit ärgerte. Ein protestantischer Kirchenfürst von anerkannter Machtstellung stimmte schlecht mit der Rolle überein, die einseitige Lehrmeinung der Kirche und dem Christentum in unserer Zeit zuerkennen will. Nun gehörte es zu Söderbloms kleinen Schwächen, übrigens zu den für seine Wesenheit sehr bezeichnenden Schwächen, daß er ungern solchen Angriffen entgegentrat. Die kämpferische Einstellung lag seiner Natur nun einmal nicht. Er konnte selten die notwendige Entrüstung aufbringen, die den Kampfesworten Schwung verleiht. Er hätte mit Luther sagen können: „Mein Herz ist zu fröhlich und zu groß dazu, daß ich jemand herzlich feind sein möchte.“

Gewöhnlich begegnete Söderblom kritischen Bemerkungen über die Pracht seiner kirchlichen Feiern mit der Erklärung, daß er keine neuen Kirchensitten einführe, sondern nur alte kirchliche Überlieferung aufrecht erhalte und den Vorschriften des Kirchengesetzes folge. Das war zwar an und für sich wahr, aber keine sehr glückliche Verteidigung, denn es glaubte ja doch niemand, daß Nathan Söderblom seine großen kirchlichen

Feiern nur deshalb veranstalte, um der geltenden Kirchensitte Ehrfurcht zu erweisen. Es wirkte besser, wenn er seine wirkliche Überzeugung aussprach: „Anstoß daran zu nehmen, daß die Kirche mit ihrer jahrhundertalten Überlieferung ihren Handlungen würdige Form zu geben versucht, deutet auf eine kümmerliche Einseitigkeit, die weder die Forderung nach altem Brauch, noch die nach religiösem Stil zu begreifen vermag."

Mißgünstige Kritik hat Nathan Söderblom zuweilen einen Schauspieler genannt. Es ist bezeichnend für die Neigung des Durchschnittsmenschen, mit einem halb Dutzend wegwerfender Schlagworte seinen Mangel an Verständnis zu verhüllen; es beweist überdies in diesem Falle leichtsinnige Oberflächlichkeit, die sich gar nicht um eine wirkliche Erforschung fremden Seelenlebens bemüht. Man kann einen Menschen in ungünstigem Sinne einen Schauspieler nennen, und man kann von Personen sprechen, die in ihrem Auftreten theatralisch sind. Dazu gehören zwei Dinge. Erstens, daß ein handgreiflicher Gegensatz zwischen der Rolle vorhanden ist, deren Spiel man übernimmt, und zwischen dem, was man wirklich zuinnerst darstellt. Daß ein solcher Gegensatz bei Söderblom vorhanden gewesen sei, kann wohl nur reine Mißgunst behaupten. Und theatralisch tritt ein Mensch dann auf, wenn er die Aufmerksamkeit auf seine Person lenken, ihr eine Stellung verleihen will, die ihr im Grunde nicht zukommt. Behauptet jemand, daß Nathan Söderblom in diesem Sinne theatralisch war? Welche Bedeutung, die er in Wirklichkeit nicht besaß, sollte seiner Person durch sein Auftreten verschafft werden? Welchen Mangel und welche Leere sollte er mit anspruchsvollem und Aufsehen erregendem Gebaren verkleiden? Jeder-

mann weiß, welche Kälte und Beklemmung von Menschen ausgeht, die von einem starken Geltungsbedürfnis beherrscht werden, von einem ewigen Vorwurf gegen die vermeintliche Unterschätzung ihrer Person und Leistung durch ihre Umgebung. Es gab keinen hochherzigeren, ungekünstelteren Menschen, keinen, mit dem leichter auszukommen gewesen wäre als mit Nathan Söderblom. Im Verkehr mit ihm war es bei aller Ehrfurcht, die wir für ihn hatten, manchmal wirklich demütigend, seine allzu freigebige Hochachtung zu erfahren, jene Rücksicht, die er den Anschauungen anderer erwies, und sein Taktgefühl gegenüber anderen Persönlichkeiten. Es lag ihm wirklich nicht, die Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken.

Aber wenn Schauspieler-Sein die Fähigkeit bedeutet, auch im äußeren Auftreten geistigen Reichtum und schöpferische Ursprünglichkeit zur Darstellung zu bringen, dann war er ein Schauspieler von Gottes Gnaden und wandte seine Kunst zur Freude und zur Erbauung ungezählter Menschen an.

Sein Schönheitssinn, seine künstlerische Anlage trugen ihr Teil zu dem Eindruck bei, den er machte. Er hatte ein tiefes Verständnis für Schönheitswerte aller Art. Auf einem Gebiete — dem der Musik — hätte er wohl ein ausübender Künstler von Rang werden können. Von den Melodien, die er gelegentlich und nur für seine engste Umgebung geschaffen hat, hat wenigstens eine, die Melodie zu Paul Gerhardts Sommerlied „Geh aus mein Herz und suche Freud'" sofort das Herz der singenden Gemeinde gewonnen. In späteren Jahren spielte er selten Klavier, die Zeit reichte nicht dazu. Erstaunlicherweise behielt er aber trotzdem eine große technische Gewandt-

heit. Er setzte damit einmal einen Redner der Olaus-Petri-Stiftung, Professor Starkie, in Erstaunen. Der Professor, der ein guter Geigenspieler war, wollte mit Söderblom als Begleiter spielen. Als er seine Noten durchsah, legte er ein Stück von Paganini weg, weil er der Meinung war, es sei in der Klavierstimme zu schwer, um vom Blatt gespielt zu werden. Zu seinem Erstaunen drang der Erzbischof gerade auf dieses Stück und führte es mit Glanz aus. Bach und Beethoven spielte er am liebsten, aber er schätzte auch die alte protestantische Kirchenmusik. Schütz liebte er besonders, die starke dramatische Bewegtheit seiner Musik sprach ihn an. Der schöne Wechselgesang für zwei Chöre „Kommet zu mir“ von Schütz wurde an seiner Bahre von dem Knabenchor der Domkirche gesungen. Im Alter spielte Söderblom am liebsten Bach und ließ gerne die H-moll-Messe und die Matthäus-Passion aufführen.

Wenn er Menschen gewann und ihre Aufmerksamkeit fesselte, so beruhte dies nicht zum wenigsten darauf, daß er selbst ein lebendiges Interesse für Menschen hatte. Dies wiederum lag an seiner natürlichen liebenswürdigen Veranlagung. Es braucht nicht Selbstsucht und Kälte zu sein, die bewirken, daß sich ein Mensch behutsam in sich selbst verschließt oder genau und wählerisch die Wenigen aussucht, denen er die Herzlichkeit und die Wärme seines Wesens zeigt. Denn es gibt Naturen, denen abweisende Verschlossenheit vor Fremden ebenso selbstverständlich ist wie anderen freudige Aufgeschlossenheit. Söderblom hatte von Natur aus eine ökumenische Gesinnung. Die Weite und die Vielseitigkeit seines menschlichen Mitgefühls ist von Anfang an zu merken.

Seine sachlichen Interessen umfaßten alles vielleicht

außer der Politik. Er konnte sich in den entgegengesetztesten Anschauungen zurechtfinden und gleichzeitig die verschiedenartigsten Lehren bewundern. Seine älteren Freunde fanden diese geistige Beweglichkeit zuweilen etwas bedenklich. Doch man darf nicht vergessen, daß sein Verständnis in hohem Grade die Kunst war, sich das ihm Gemäße anzueignen. Er hatte eine unglaubliche Fähigkeit, in den scheinbar fremdesten Gedankengängen und Zusammenhängen das zu entdecken, was er selbst glaubte und am höchsten schätzte. Er machte des Justinus' Wort zu seinem eigenen: „Alle Wahrheit, die in der Welt gesagt worden ist, gehört uns Christen."

Sein Mitgefühl und sein menschlicher Weitblick schufen Verständnis und Rücksicht für den Glauben anderer. Alles, was echten Klang hatte, war seiner aufrichtigen Anerkennung sicher, auch wenn die Tonart anders war als seine eigene.

Eine für ihn in dieser Beziehung sehr bezeichnende Geschichte wird aus seiner Professorenzeit in Leipzig erzählt. Seine Familie hatte ein schwedisches Dienstmädchen, das zur Heilsarmee gehörte. Eines Tages fragte sie der Professor Söderblom, warum sie nicht die deutsche Heilsarmee besuchte. Sie erklärt ihm, daß dies für sie keinen Sinn hätte, weil sie ja die Sprache nicht verstünde. „Ich werde mit Dir gehen und Deinen Dolmetscher machen", war die schnelle Antwort. Er begleitete das Mädchen zum Versammlungsplatz der Heilsarmee und übersetzte ihr die Reden und die Gebete. Schließlich sagte er: „Willst Du nicht Zeugnis ablegen? Ich dolmetsche Dir." „Und so legte," so heißt es in einem Bericht des Heilsarmee-Blattes „Der Streitruf", „die junge schwedische Heilsarmee-Soldatin ihr Glaubenszeugnis

ab, mit einem der größten zeitgenössischen Redner als Dolmetsch.“

Seine Verträglichkeit und sein Verständnis für Andersglaubende, vertieft und beseelt durch seine Überzeugung von der Einheit aller Christen, hat mehr als alles andere das Verhältnis der Staatskirche zu den Freikirchen in Schweden gebessert. Bei seinem Heimgang schrieb der bedeutendste Vertreter der schwedischen Freikirchen-Bewegung, Missionsvorsteher I. Nyrén: „Wo wahres Leben im Glauben an Gottes Sohn anzutreffen war, schenkte er ihm volle und herzliche Anerkennung, welchen Namen es auch tragen mochte... Persönlich gehörte er zu den großen Naturen, die es sich angelegen sein lassen, das Gute der Zeit aufzunehmen und es dadurch zu fördern, daß sie es weiterleiten.“

Aber bei all seiner natürlichen Liebenswürdigkeit und Güte gegen alle war dank seiner christlichen Erziehung ein Zug tatkräftigen Willens in ihm vorhanden, eine Lust zu helfen und zu dienen, die keine Mühe scheute. Immer klarer vernimmt man mit den Jahren aus seinen Bekenntnissen den tiefen, echten Ton christlicher Liebe. Sein schönes Gedicht aus der „Geschichte des Leidens Christi“ ist eine Mahnung, aber auch ein Bekenntnis zu seinem eigenen Lebensideal:

Der Krug zerbrach, das Öl ist ausgegossen,
Sein Duft erfüllt der Erde Trauerhaus.
Vom Wohlgeruch des Himmels sanft umflossen
Hebt sich die Seele aus der Welt hinaus.
Der Krug, er breche, und der Duft zerstiebe —
Bereite Deine Seele froh zum Fest!
Welch schöner Übermut, wenn Deine Liebe
Den Gast der Seele reich beschenkt entläßt!

Man kannte seinen sonnigen Optimismus, man sah das Leuchten seiner Natur und erlebte die federnde Kraft seines Willens. Man konnte es sich nur schwer vorstellen, daß eine solche Natur von Sorge und Leid bis in die Tiefe hinein verwundet werden könnte. Seine strenge Selbstbeherrschung, früh gelernt und das ganze Leben hindurch geübt, ließ niemanden ahnen, wie tief die Schläge trafen, von denen er nicht verschont geblieben ist. Für sich selbst behielt er die Bitterkeit des Schmerzes und schenkte anderen seine edlen Früchte: geläuterte Güte, Barmherzigkeit, verzeihende Großmut. Die Gabe des Humors besaß er in reichem Maße; das half ihm über viel kümmerliche Kleinlichkeit hinweg, die er auf seinem Wege erfahren mußte.

Sein Tag war von Menschen in Anspruch genommen, die bei ihm Hilfe suchten, Unterstützung, Arbeit, Beförderung, Rat und Ermunterung in den verschiedensten Angelegenheiten. Er gehörte zu den Wenigen, deren Güte und Geduld zu wachsen schienen, je stärker sie in Anspruch genommen wurden. Sein Optimismus im Verein mit seinem natürlichen Wohlwollen war daran schuld, daß er Hilfesuchenden manchmal allzu schöne Aussichten vormalte und größere Hoffnungen erweckte, als sie die Wirklichkeit später einlösen konnte. Das war nicht seine Schuld, aber er wurde oft mißverstanden. Für Menschen einer gewissen Art ist Güte eine moralische Gefahr. Jedes freundliche Wort wird zu einem Wechsel, der sofort eingelöst werden soll, sie glauben Ansprüche an ihre Wohltäter zu haben und machen sie als Forderung geltend. Nur mit Bitterkeit kann man daran denken, daß Söderblom unter seiner Unfähigkeit leiden mußte, ungebührliche Ansprüche von Anfang an schroff abzuweisen.

Söderbloms Arbeitseifer und Arbeitsdrang hatten manchmal die Unbändigkeit einer reißenden Sturmflut. Seine Arbeitskraft war ebenfalls von ungewöhnlichem Ausmaß. Mit allem wurde er in unglaublich kurzer Zeit fertig. Sein schnelles Arbeiten konnte zuweilen nervös und gehetzt erscheinen, wenn es aber Ernst wurde, bewahrte er mitten in aller Rastlosigkeit eine zähe tiefinnere Ruhe. Seine Frau, die ihn am besten von allen kannte, pflegte zu sagen, daß er, so sonderbar es auch klingen mag, etwas von der Ruhe seiner Mutter geerbt hätte. Aber es war mehr als eine natürliche Gabe; es war das innere Glück, das mit jeder erfolgreichen Berufsarbeit verbunden, es war der geheimnisvolle Friede, der in jedem tatkräftigen Wirken vorhanden ist.

Sein Wille war nicht, wie der seines Vaters, eine unbändige Naturkraft. Anpassung und Rücksicht auf andere gehörten zu seiner Natur und gaben ihm Geschmeidigkeit. Frühzeitig wurde er zu opferwilliger Treue im Beruf erzogen und zu heldenmütiger Pflichterfüllung veredelt. Sich selbst schonte er wirklich nie. Jeder Tag, jede Stunde war von Arbeit erfüllt. Er kannte keine andere Ruhe als den Wechsel der Arbeit. Er war äußerst anspruchslos in seinen persönlichen Bedürfnissen und hatte keine Freude an Bequemlichkeit. Ebenso wie sein Vater hatte er eine gewisse Neigung zur Askese, aber nur zu einer solchen Askese, die den Körper zu einem gehorsamen Werkzeug macht. Er war genau so hart gegen sich selbst, wie er zart besorgt um die Seelen anderer war.

Die übermenschliche Arbeitslast, die auf ihm lag, brach schließlich auch seine Riesenkraft. Er trug die ganze christliche Welt auf seinem Herzen, und das wurde zu

viel. Schon früh — bereits kurz nach einer Visitationsreise zu den schwedischen Gemeinden in Estland im Jahre 1922, wo er während einer abenteuerlichen Motorbootfahrt über die Ostsee selbst lange am Steuer gestanden hatte — kamen beunruhigende Vorboten, die ankündigten, daß sein Leben nicht lange währen sollte. Aber das erschreckte ihn nicht. In jugendlichem Übermut spricht wohl mancher von der stolzen Freude, während eines glänzenden, wenn auch kurzen Lebens sprühen und flammen zu dürfen, mancher, der dann zu seiner Zeit mit ängstlicher Vorsicht sein liebes Ich umhätschelt und bewahrt. Aber er gehörte wirklich zu denen, die den Wert des Lebens nicht nach seiner Dauer bemessen, sondern nach den Taten, die es erfüllt haben. „Sie achteten ihres Lebens nicht, daß sie sich dem Tode entzogen hätten." Sein Leben war reicher gewesen als das der Meisten, aber sein Blick war vorwärts und nicht rückwärts gerichtet. „Nicht einen einzigen Tag, nicht eine Stunde wünsche ich mir von dem zurück, was gewesen ist", äußerte er einmal. Wie andere kannte zwar auch er die Wehmut der Dämmerung, aber sein klarer, fester Glaube sah dahinter das Licht. Wir sprachen einmal vom Weiterleben der Seele nach dem Tode, und er sagte mit großer Lebhaftigkeit: „Die Seele ist es, unser geistiges Wesen, was nach dem Tode weiterlebt. In bewußter Klarheit, mit allem, was wir durch die Übung eines Lebens gelernt und erworben haben, geht der Geist in ein höheres Dasein ein. Die Bande zwischen uns und den Dahingeschiedenen sind nicht abgeschnitten." In einem ernsten Augenblick vertraute er einem Freunde an: „Ich habe oft die Empfindung, daß mein Vater vom Himmel aus alles verfolgt, was ich tue und vorhabe."

In den letzten Jahren begann der rastlose Arbeiter immer öfter die Sehnsucht nach der Ruhe des Abends zu empfinden. Der Pilgrim, der so viel von den wunderschönen Reichen der Welt gesehen, sich aber nie zur Ruhe niedergelassen hatte, sehnte sich nach dem Ziele der Wanderung. Wenn er nach frommer Väter Weise sein langes Tischgebet sprach, schloß er: „Gib uns einen rechten Glauben und einen seligen Tod.“ In dem schönen Kirchengebet, das er der Gemeinde geschenkt hatte, ist auch die Bitte „um einen stillen Tod“ nicht vergessen.

Am Walpurgisabend 1931 hatte er Prinz Gustaf Adolf und die Prinzessin Ingrid als Gäste in seinem erzbischöflichen Heim. In seiner Tischrede erinnerte er an die drei Generationen, die bei diesem festlichen Beisammensein vertreten waren: die Jungen, denen dieser erste Abend des Frühlings gehöre, die mittlere Generation, von der die schwere Bürde der Arbeit und der Verantwortung getragen werde, und „wir Älteren, denen nur eines übrig bleibt: treu bis zum Schlusse auszuhalten“. Bei diesen Worten fiel ein Schatten auf seine hellen Züge.

Im folgenden Monat hielt er seine Gifford-Vorlesungen in Edinburgh unter großer Teilnahme und freute sich, mit seiner Gattin wieder einige Tage „in der glücklichen Professorenzeit“ leben zu dürfen. Als er wieder heimkam, erschien er uns voller Gesundheit und Lebensfreude. Sein letzter Besuch in den Gemeinden des Stiftes fand am 4. und 5. Juli in Hanebo statt. Bei seiner Ankunft vor der Kirche sprach er von der Landstraße aus zu der Schar junger Leute, die an dem gerade stattfindenden Jugendkurs teilnahmen. Nach seiner Rede wollte man, wie üblich, einige Verse aus dem Liede „Der Väter

Kirche“ singen. Aber der Erzbischof stimmte statt dessen den elften Vers des Paul Gerhardt'schen Sommerliedes an:

O wär ich da, o stünd ich schon,
ach süßer Gott vor deinem Thron
und trüge meine Palmen!
So wollt ich nach der Engel Weis
erhöhen deines Namens Preis
mit tausend schönen Psalmen.

Als er am Mittwoch den 8. Juli seine letzte Sprechstunde hielt, hatte ihn die Krankheit bereits in ihrer Gewalt. Der letzte Besucher hat seinen heldenmütigen Kampf gegen ihre Qualen geschildert. Die Schmerzen hatten seine Gestalt gekrümmt und ihm Angstschweiß auf die Stirn getrieben, aber er sprach weiter, ruhig, freundlich, beherrscht und mit herzgewinnender Güte. Er hielt wirklich getreulich aus bis zuletzt.

Die Krankheit machte eine Operation notwendig. Ehe sie am Abend des Freitags erfolgte, wußte er, daß seine Stunde gekommen war. Die ersten Nachrichten vom Krankenbett lauteten hoffnungsvoll, und als die Gemeinde am Sonntag den 12. Juli in der Domkirche von Upsala mit brennendem Herzen an der Fürbitte teilnahm, die von der Kanzel aus gebetet wurde, verbreitete sich in der Kirche das Gerücht, daß es dem Erzbischof besser ginge. Aber um 4 Uhr nachmittags stellte sich Herzschwäche ein, und es war deutlich, daß das Ende kam. Er hatte seine Lieben um sein Lager versammelt, hatte Abschied von ihnen allen genommen und an jeden Worte der Dankbarkeit, des Trostes und der Ermunterung gerichtet. Nachdem er mit ihnen das Vaterunser gebetet

hatte, begann er wunderbare Worte von der unvergänglichen Hoffnung des Christen zu sprechen. Er bezeugte seine Gewißheit von der Wirklichkeit des ewigen Lebens: „Ich bin dessen so gewiß, daß der Geist in für uns unfaßbaren Formen weiterlebt."

Er sprach von dem großen Werk, das ihn in den letzten Jahren beschäftigt hatte und das sein wissenschaftliches Testament werden sollte. Sein Titel sollte heißen „Der lebendige Gott" „Ich weiß, daß Gott lebt", fügte er freudestrahlend hinzu, „ich kann es durch die Religionsgeschichte beweisen". Als Abschiedsgruß an seine Mitarbeiter erinnerte er an das Schriftwort: „Nicht als Herren über die Gemeinde, sondern als Mithelfer zu Eurer Freude" und betete mit den Worten des Liedes:

Lehr mich mein Leben schließen
Zu Deines Namens Preis;
Im Glauben nie verdrießen,
Daß Du bist gut und weis.
Du warst zu allen Zeiten
Voll Gnad und Huld bei mir,
Und wenn ich einst soll scheiden,
Nimm meine Seel' zu Dir.

Als ihn die Schmerzen wieder härter peinigten, trat das Bild des Gekreuzigten vor seine Augen und er betete:

Dank sei Dir aus ganzem Herzen,
Jesu, für die bittre Not,
Deine Angst und Deine Schmerzen.

Die letzten Worte, die man von seinen Lippen vernahm, waren: „Ewiges Leben!" Gleich darauf entschlief er.
Das war doch die größte aller Gaben, die Gott diesem

seinem treuen Diener gegeben hat, ein solches Leben mit einem solchen Tode zu besiegeln. Oftmals haben seine Worte unsere Herzen ergriffen, aber niemals hat er Schwedens Volk eine solche Predigt halten dürfen wie mit diesen seinen letzten Worten. Die Worte, die in der Gruft von Riddarholmen über einem anderen von Schwedens größten Männern eingemeißelt worden sind, könnten auch von ihm gesagt werden: Moriens triumphavit — im Tode gewann er den Sieg.

Seit Jahrhunderten hatte der Tod eines schwedischen Mannes keine solche Anteilnahme in der ganzen Welt erweckt wie der seine. Von führenden Männern aus allen Ländern Europas kamen Äußerungen wärmster Hochschätzung seiner Persönlichkeit und seines Werkes. Der greise Reichspräsident Hindenburg übermittelte dem König von Schweden seine und seines Volkes Teilnahme. Von den Nachrufen über ihn in der Presse der ganzen Welt soll hier nicht weiter gesprochen werden; das würde ein ganzes Buch füllen.

Wir haben niemals in Schweden eine solche allgemeine Landestrauer um einen Menschen erlebt und werden sie auch in unserer Zeit nicht wieder erleben, wie die beim Tode Nathan Söderbloms. Niemals wieder werden wir das schwedische Volk von der Königsburg herab bis zur kleinsten Hütte so geeint in einem Gefühl sehen dürfen wie damals. Am tiefsten wurde die Trauer in der Stadt empfunden, in der er gewirkt hatte und geliebt worden war wie kein anderer. Als wir nach Upsala zurückkehrten, um an seiner letzten Fahrt teilzunehmen, merkte man, daß die Gesichter aller, die uns begegneten, einen Stempel stillen Ernstes trugen. Man sprach mit gedämpfter Stimme wie in einem Trauerhaus.

Als er sein irdisches Heim zum letzten Male verließ, wurde ihm das christliche Pilgrimslied „Schönster Herr Jesu“ gesungen. Man konnte sich für ihn kein sinnvolleres Abschiedslied denken, denn er war ein Pilger, ein Wanderer in die Ewigkeit. Er hatte vor anderen die Gabe empfangen, überall in der Welt Schönes zu entdecken und sich dessen zu freuen. Aber er blieb niemals lange dort, wo die Menschen sonst Ruhe und Erholung finden. Seine Seele suchte ihr Heim.

Die Trauerfeier in Upsala am 18. Juli 1931, wo Söderblom in der Domkirche des Reiches an der Seite des Erzbischofs Lars beigesetzt wurde, war ein kirchengeschichtliches Ereignis. Aber mehr als diese einzigartige Huldigung für das Gedächtnis des entschlafenen Kirchenfürsten ergriff die innige, echte Trauer über den Heimgang eines Menschen, der mehr geliebt worden war als andere. All die Liebe, die er während seines ganzen Lebens mit verschwenderischer Hand ausgeteilt hatte, strömte in dieser Stunde aus geöffneten Herzen zu ihm zurück. Er hatte seine Aufgabe als Zeuge von Gottes schöpferischem Reichtum und als Mithelfer zu unserer Freude bis zum Schlusse erfüllt.

„So laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Preisen — nicht menschliche Begabung, Willenskraft, Genialität — sondern Gott, der Schwedens Kirche in Nathan Söderblom ein kostbares Geschenk gegeben hat. „Heilig sind die, die in Leben und Werk beweisen, daß Gott lebt.“

Hans Lietzmann

GESCHICHTE DER ALTEN KIRCHE

1. Die Anfänge. Oktav. VIII, 326 S. 2. Aufl. 1937.	Geb. RM 4.80
2. Ecclesia catholica. Oktav. VIII, 339 S. 1936.	Geb. RM 4.80
3. Die Reichskirche.	In Vorbereitung.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

»*...Die meisterhafte Darstellung ist so gestaltet, daß sie auch ohne alle Vorkenntnisse gelesen und verstanden werden kann und doch auch dem Sachkenner neue Perspektiven aufweist und in dem gewissenhaft nachgewiesenen religionsgeschichtlichen und archäologischen Material sowie in der Betrachtung und Auswertung der christlichen Quellen eine Fülle neuer Erkenntnisse und Belehrungen vermittelt.*«

Christentum u. Wissenschaft, Nr. 5, Mai 1935.

DAS ZEITALTER DER REFORMATION

(Bühler, Deutsche Geschichte 3. Band)

1938. Groß-Oktav. Rund 500 Seiten. Mit 16 Tafeln. Geb. RM 8.20

Früher sind erschienen:

1. Band: Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um 1100. Gr.-Oktav. VII, 413 Seiten Mit 16 Tafeln und 4 Karten. 1934. Geb. RM 7.20

2. Band: Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum von 1100 bis 1500. Gr.-Oktav. IX, 440 Seiten. Mit 8 Tafeln. 1935. Geb. RM 7.20

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

SLUB
Wir führen Wissen.

ETHIK

Christliche Sittenlehre

von Alfred Dedo Müller

ord. Prof. an der Universität Leipzig. Oktav. XIV, 468 Seiten. 1937. RM 7.50, geb. 8.50

KONFESSIONSKUNDE

Die christlichen Kirchen und Sekten heute

von Hermann Mulert

Prof. i. R. der Univ. Kiel. Zweite, neubearbeitete Auflage. Oktav. XX, 457 S. RM 10.75, geb. 12.50 (Sammlung Töpelmann — Die Theologie im Abriß: Bd. 5)

ERASMUS UND JULIUS II

von Professor D. Carl Stange

Oktav. XI, 357 Seiten und Text I—XXX mit 2 Tafeln. 1937. Geb. RM 12.—

NEUTESTAMENTLICHE ZEITGESCHICHTE

von Herbert Preisker

o. Prof. an der Universität Breslau. Oktav. VIII, 306 Seiten. RM. 7.—, geb. 8.—

SAMMLUNG TÖPELMANN: Die Theologie im Abriß, 2. Reihe: Die Hilfsbücher zum theologischen Studium, Band 2.

Verlag Alfred Töpelmann, Berlin W 35

DER WEG DER KIRCHE

Herausgegeben von D. Georg Burghart und Prof. D. Ernst Sellin

1. Heft: Abschaffung des Alten Testaments? Von Ernst Sellin. Oktav. 39 Seiten. 1932. RM —.95

2. Heft: Kirche und junge Generation im Ringen der Zeit. Von Hans Böhm. Oktav. 32 Seiten. 1933. RM —.95

3. Heft: Kirche und Volk. Von Johannes Eger. Oktav. 32 Seiten. 1933. RM. —.95

4. Heft: Arteigene germanische Religion und Christentum. Von W. Baetke. 2. Auflage. Oktav. 40 Seiten. 1936. RM —.95

5. Heft: Paulus. Von Hans Lietzmann. Oktav. 32 Seiten. 1934. RM. —.95

Die Sammlung wird fortgesetzt

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

DER VERGNÜGTE THEOLOGE

Eine Sammlung von Anekdoten aus Kirchengeschichte und kirchlicher Gegenwart

Von Euthymius Haas

Erste Sammlung. 3. Aufl. 1932 (10.—15. Taus.)	RM 2.—, geb. RM 2.50
Zweite Sammlung. 1930 (1.—5. Taus.)	RM 1.—, geb. RM 1.50
Dritte Sammlung. 1936 (1.—3. Taus.)	Kart. RM —.90

»Den trockenen Ton habe ich nun satt!«, also nahm ich den Euthymius Haas zur Hand und freute mich, was wir doch für glückliche Leute sind, daß wir an unsern mancherlei Schwächen solche Freude haben können. Nach Weihnachten erzählte mir ein Jurist, er habe seiner Tochter, einer stud. theol. im 2. Semester, ein zweibändiges theologisches Werk geschenkt, ganz ohne fachmännische Beratung! Was wars? Der vergnügte Theologe Bd. 1 und 2! Man mache es nach, und wer keine der Gottesgelahrsamkeit beflissene Tochter, Enkelin, Nichte und dergleichen hat, der schenke sichs selber!
Pastoralblätter, 1930, Heft 3.

Verlag Alfred Töpelmann, Berlin W 35

SLUB
Wir führen Wissen.

TRÜBNERS DEUTSCHES WÖRTERBUCH

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung herausgegeben von

Alfred Götze

Vier Bände von je 40 Bogen Umfang im Quartformat. Die Ausgabe erfolgt in monatlichen Lieferungen von je 4 Bogen zum Preise von je RM 1.—

Ein Wörterbuch, das in dieser Art den deutschen Wortschatz erschließt, das in seinem Aufbau den Wünschen und Bedürfnissen eines jeden Gebildeten Rechnung trägt, das wissenschaftlich und volkstümlich ist, gibt es zur Zeit sonst nicht. Wortgeschichten müssen gut erzählt sein, wenn man sie lesen soll. Die hier gebotenen Wortgeschichten werden Sie gern und mit Gewinn lesen.

Franz Dornseiff

DER DEUTSCHE WORTSCHATZ

nach Sachgruppen

Groß-Oktav. XX, 613 Seiten. 1934. RM 12.—, gebunden RM 13.20

Dieser neue Wortschatz unterscheidet sich von allen alphabetischen Wörterbüchern durch die Anordnung; sie wurde synonymisch nach Sachgruppen, nach Begriffen vorgenommen, und für diese wurde jeweils die Bezeichnungsmöglichkeit gesucht: die Wortdecke für die Gedanken.

Friedrich Kluge

ETYMOLOGISCHES WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN SPRACHE

11. Auflage

Mit Unterstützung von W. Krause bearbeitet von Alfred Götze.

Lexikon-Oktav. XV, 740 Seiten. 1934. RM 17.—, gebunden RM 18.—

Im Laufe von über 50 Jahren ist dieses Standardwerk der Philologie, getragen von der Bewunderung und Treue seiner Benutzer, zu einem Volksbuch geworden. Seine neuen Bearbeiter haben es auf den heutigen Stand der Wissenschaft gebracht.

Wustmann

SPRACHDUMMHEITEN

In der zehnten Auflage vollständig erneuert von Werner Schulze
Oktav. XI, 394 Seiten. 1935. Gebunden RM 2.80

»... *Wir wünschen, daß dies Buch von vielen Deutschen gelesen wird.*«
Der Bücherwart 1935

Verlangen Sie unsere Prospekte!

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

SLUB
Wir führen Wissen.

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

SLUB DRESDEN
3 0493289

SLUB
Wir führen Wissen.

Geschenk von:	Preis: 4.80
AK-Hinw.	
Fach 1 Allgem. Theol. Gk	
Bio K Söderblom (Theologe, Erzbischof v. Uppsala 1866-1921)	Bild K K
SWK Erz-Bischöfe (schwedische: des 19. 120. Jhts: N. Söderblom) X	
Mag.-Stdnr. 11. 8° 5205	zu:
GHKL Sonder-Aufst.	Ausl.-V. / zu:

SLUB
Wir führen Wissen.